



Wir kommentieren

ein Ärztegutachten: Die Katholische Ärztearbeit Deutschlands äußert sich zu *Humanæ vitæ* – Ist eine solche Stellungnahme erlaubt? – Empfängnisregelung in der Sicht des Mediziners – Ernste Warnungen vor der «pastoralen Lösung» – Biologische Strukturen der menschlichen Sexualität – Was naturgemäß ist, muß vom Ganzen der menschlichen Person her beurteilt werden – Unklarheiten im Naturbegriff – Ein würdiges Dokument.

eine Langspielplatte der ungarischen «Beatles»: Wie versteht diese Jugend sich selbst? – Viele Selbstverständlichkeiten müssen zerstört werden – So wird in dir Sehnsucht geboren und Menschenwürdiges – Nichts ist verloren, solange du noch Echtes erleben kannst – Verlangen nach Größe – «Der Herr führte mich hinaus in die Weite, weil er mich liebt.»

Autorität

Führungsstile in Wirtschaft und Kirche: Wandel des Führungsstils in der Wirtschaft – Der «Patron» im Frühkapitalismus – Autorität mit einem Schimmer von Gottesgnadentum – Ursachen des Wandels – Vielfalt der Führungsaufgaben – Das höhere Bildungsniveau der Arbeiter – Formale Autorität muß der Sachautorität weichen – Der Entscheid, Frucht gemeinsamen Bemühens – Erneuerung des Führungsstils auch in der Kirche.

Spiritualität

Erhoffte Zukunft (2): Alltag der Hoffnung – Zeiten christlicher Müdigkeit – Der «Ernstfall» – Wo ereignet sich Eucharistie? – Auf die Stimme jener hören, die ihre Not nicht aussprechen können – In unserer Nähe sollte nie-

mand «frieren» – Der Mensch als Erwartung – Wir sind noch nicht, wir hoffen zu sein – Wer von uns besucht Gefangene? – Kranksein heißt auch: auf jemand warten – Der Tod eines geliebten Menschen – Stumpfes Zuschauen ist keine christliche Haltung – Sind wir noch brauchbar als Zeugen der Hoffnung?

Meinungsforschung

Die lesende Masse: Kontaktverlust zwischen Autor und Publikum – Undurchdringliche Anonymität? – Demoskopie, ein unentbehrliches Hilfsmittel – Soziologie der lesenden Massen – Rückgang der bücherlosen Haushalte – Unterentwickelte Verkaufstechnik – Mehr Bücherkäufer, weniger Bücherleser – Der psychologische Stellenwert des Lesens – Fernsehen, eine Anregung zum Lesen – Bildungskrise, eine Krise der Lesekultur.

Ärzte nehmen Stellung

Der Jahrestag der Veröffentlichung von Papst Pauls VI. Enzyklika «*Humanæ vitæ*» erinnerte uns daran, daß hier eine wichtige Frage noch immer unerledigt geblieben ist. Die Diskussion hat vor allem zwei Punkte herausgestellt: einmal die Sachfrage und dann in steigendem Maße die Frage der theologischen Lehrkompetenz der Kirche in dieser Angelegenheit.

Wir ergreifen gerne die Gelegenheit, auf das Dokument der Katholischen deutschen Ärztearbeit zurückzugreifen, das in ausführlicher und wohlüberlegter Weise zu beiden Fragen Stellung nimmt. Es kam nicht ohne Kontakt mit den übrigen katholischen Ärztegruppen in ganz Europa und nicht ohne Beratung von ausgezeichneten Fachleuten aus verschiedenen Sachgebieten zustande. Es beansprucht nicht, in der Angelegenheit ein letztes Wort zu sprechen, macht aber nach reiflicher Überlegung immer noch sehr ernste Einwände gegen die Position der Enzyklika. Um es gleich vorwegzunehmen: es spricht in einer harten, entschiedenen Weise, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. «In Übereinstimmung mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung sowie dem Urteil der überwiegenden Zahl der katholischen Ärzte – zumindest im deutschsprachigen Raum – befürwortet die Katholische Ärztearbeit Deutschlands jede wirksame, mit oder ohne technische Hilfsmittel durchgeführte Empfängnisregelung, die sich dem Gesetz der Liebe und der gegenseitigen Rücksicht der Eheleute unterordnet, die Fruchtbarkeit der

Ehe in einem sinnvollen Ausmaß ermöglicht und medizinisch zu verantworten ist. Mit dieser unmißverständlichen Stellungnahme verbindet die Katholische Ärztearbeit Deutschlands ausdrücklich ihren Dank an die deutschen Bischöfe, daß sie in ihrem Wort zur seelsorglichen Lage nach dem Erscheinen der Enzyklika *Humanæ vitæ* versprochen haben, mit dafür zu sorgen, daß das Gespräch fortgesetzt wird» (36).¹

Das Problem wird von verschiedenen Seiten angegangen. Zunächst wird bedauert, daß «die zweifellos positiven Gesichtspunkte» der Enzyklika in der Diskussion oft überhaupt nicht oder nur knapp erwähnt worden sind. «Das ist bedauerlich, aber verständlich. Die Enzyklika wurde nicht wegen dieser Aussagen geschrieben. Wo sie in der Enzyklika auftauchen, sind sie stets mit dem Sonderproblem der Methodenfrage der Empfängnisregelung, die das Kernstück des Lehrschreibens darstellt, verknüpft» (5).

Zur Autorität der Enzyklika

Mit Recht wird erklärt, die in Form einer Enzyklika vorgelegte kirchliche Lehraussage könne von sehr verschiedener Verpflichtung sein. Sie hänge besonders von ihrem Gegenstand

¹ Stellungnahme der Katholischen Ärztearbeit Deutschlands zur Enzyklika «*Humanæ vitæ*» Papst Pauls VI. über die rechte Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens, 36 Seiten. Katholische Ärztearbeit Deutschlands, Generalsekretariat: D-53 Bonn, Venusbergweg 1.

ab und dem in ihr ausgesprochenen Verbindlichkeitsanspruch – aber auch von ihrer Vorbereitung, die dem Gegenstand und dem Anspruch der Enzyklika entsprechen müsse.

Mit Nachdruck wird an die Lehre des II. Vatikanischen Konzils erinnert (Dogmatische Konstitution über die Kirche, Nr. 25): «Die Unfehlbarkeit, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Festlegung der Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet sehen wollte, reicht so weit wie das heilig zu behütende und getreulich zu bewahrende Gut der göttlichen Offenbarung.» – Nicht weiter.

Aus der Möglichkeit des Irrtums oder der nur unvollkommenen Wahrheitskenntnis in nicht-unfehlbaren kirchlichen Lehraussagen dürfe zwar nicht gefolgert werden, daß die Kirche in solchen Fällen überhaupt zu schweigen hätte. «Es müßte aber in solchen Aussagen schon in der Form deutlich erkennbar sein, daß die Kirche hier nicht definitiv sprechen wolle oder könne. Bei einem noch nicht bis zur letzten Klarheit diskutierten Problem könnte auch ein Papst, wenn er glaubt sprechen zu müssen, seine Gedanken etwa in Form eines Memorandums nach dem derzeitigen Stand der Information und Reflexion als Hilfen für die Gewissensbildung darlegen» (7).

In einem eigenen knappen, aber interessanten Abschnitt wird auf das Problem der Beständigkeit der kirchlichen Ehelehre eingegangen und ein Abriss der Geschichte der Sexualmoral innerhalb der katholischen Theologie gegeben. Seitdem sich die Kirche in der hellenistischen Welt ausgebreitet und sich deren Geistigkeit assimiliert hat, ist fast durchweg eine sehr negative Beurteilung des ehelichen Aktes festzustellen. Als einziges, den ehelichen Akt für beide Partner legitimierendes Motiv galt lange Zeit die ausdrückliche Absicht der Zeugung. Aber selbst dann dürfe dabei das Lusterlebnis nicht angestrebt werden.

Wie die moralgeschichtliche Forschung mit Evidenz zeigt, liegen die Quellen dieses Sexualpessimismus nicht in der Offenbarung, sondern in einer falschen, wenn auch aus der Zeit verständlichen Sicht der Sexualität, deren einzigen Sinn in der Fortpflanzung sah. «Deshalb findet sich auch immer wieder – bei den Kirchenvätern wie bei Scholastikern – die Mahnung, sich die Tiere zum Vorbild zu nehmen. Was bei ihnen ‚ipso iure naturae‘ geschehe, daß sie nämlich nach der Befruchtung voneinander abließen, das müsse der Mensch in freiem Ermessen tun. Im übrigen ist, wie die moderne Verhaltensforschung erwiesen hat, auch das Urteil über die tierische Sexualität unrichtig» (11).

Die Quellen des Sexualpessimismus liegen ferner in der neuplatonischen Philosophie und ihrer Geringschätzung oder gar Verachtung des Leiblichen sowie in der Ethik der Stoa, für die die Leidenschaftslosigkeit (Apatheia) das Ideal war. Augustinus ging sogar soweit, zu behaupten, daß jede geschlechtliche Vereinigung (auch in der Ehe) eine sündhafte Hingabe an das Übel der Lust wäre, wenn es eine andere Möglichkeit der Zeugung gäbe (Contra Julianum, I, 5, c. 26). Auch Papst Leo der Große dachte nicht viel anders, wenn er Geschlechtslust mit Sünde gleichsetzt.

Mit dem Aristotelismus der Scholastik wurde zwar die Wertung des Leiblichen im allgemeinen positiver. Da aber die Sexualität der animalischen Schicht des Menschen zugeordnet wurde, blieb auch auf diesem Gebiet normbestimmend: «Naturrecht ist, wozu die Natur jedes Lebewesen anleitet» («Ius naturae est, quod natura omnia animalia docuit», Thomas v. Aquin, Summa Theologica, Suppl. qu. 65, art. 1 ad 4).

Im Laufe der Jahrhunderte gab es dann freilich auch positivere Ansätze zur Wertung der Sexualität – sie gelangten aber nie richtig zum Durchbruch.

Medizinisch-biologische Aspekte

Nach knappen, aber fachlich einwandfreien Darlegungen über die biologischen Vorgänge werden einige Schlußfolgerungen gezogen (15 f.):

1. Wie unsere heutige Kenntnis physiologischer Abläufe zeigt, darf der eheliche Akt nicht mit Zeugung gleichgesetzt werden.
2. Empfängnisverhütende Maßnahmen und Abtreibung sind medizinisch fundamental verschieden und – nicht nur für den Mediziner – in keiner Hinsicht gleich zu werten. Durch die Empfängnisverhütung wird die Vereinigung von Eizelle und Samenzelle verhindert, ein schutzbedürftiges neues menschliches Individuum ist somit nicht einmal im Ansatz vorhanden.

Die Abtreibung dagegen greift nach der Befruchtung und folglich in die Entwicklung eines neuen Menschen ein. Sie ist eindeutig abzulehnen.

3. In gleicher Weise ist die Sterilisierung von der Abtreibung abzugrenzen. Durch die Endgültigkeit der Sterilisierung sei diese aber von den übrigen empfängnisregelnden Maßnahmen deutlich abzuheben.

4. ...

5. «Macht man sich die von der Enzyklika ausgesprochene Wertung empfängnisregelnder Maßnahmen (Nr. 14) zu eigen, wäre auch die Zeitwahlmethode unerlaubt; denn auch zu dieser sind Handlungen Voraussetzung, die ‚als Ziel‘ und ‚in Voraussicht ... darauf abstellen, die Fortpflanzung zu verhindern‘.»

6. Dies gelte um so mehr, als die empfängnisfreien Zeiten innerhalb des Zyklus teleologisch nicht auf Unfruchtbarkeit angelegt sind, sondern alle biologischen Vorgänge und Veränderungen des weiblichen Organismus in diesen Zeiten der Vorbereitung und Ermöglichung der Fruchtbarkeit bzw. ihres Schutzes dienen. Einen ausdrücklich auf diesen Zweck ausgerichteten Schutzmechanismus gegen das Eintreten einer neuen Schwangerschaft gebe es beim Menschen nur während der Zeit der Schwangerschaft ...

Mit einer gewissen Schärfe wird dann hinzugefügt: «Die strenge theoretische Unterscheidung und die unterschiedliche ethische Bewertung der Begriffe ‚künstlich‘ und ‚natürlich‘ sind in Theorie und Praxis aller medizinischen Fachdisziplinen durch die Anwendung moderner Erkenntnisse der Naturwissenschaft und Medizin auf den Menschen längst irrelevant geworden» (16). Dadurch wird den Verfassern der Enzyklika «Humanae vitae» bedeutet, daß sie ein konstituierendes Merkmal der modernen Medizin übersehen hätten.

Besonders heftig wehren sich die Ärzte dagegen, daß empfängnisverhütende Mittel notwendig aus Unmoral stammen oder zu einer solchen führen müßten: «Ärztliche Erfahrung beweist, daß die sogenannten ‚künstlichen‘ Methoden nicht selten gerade das Gegenteil der in der Enzyklika aufgeführten Folgen bewirken, nämlich Festigung der ehelichen Treue, Vertiefung der Ehrfurcht vor der Frau, die nicht mehr zum bloßen Werkzeug der Triebbefriedigung des Mannes und der Fortpflanzung erniedrigt, sondern erst jetzt zur freien Partnerschaft befähigt wird. Diese Eigenschaften sind nicht durch Versagung von wirksamen Mitteln zur Empfängnisregelung, sondern vielmehr durch eine, dem zunehmend personbezogenen Charakter der ehelichen Liebe entsprechende, reife Gewissens- und Persönlichkeitsbildung zu erreichen» (17).

Noch eindringlicher wird aus ärztlicher Sicht davor gewarnt, die sogenannte «pastorale Lösung» anzustreben. Die Versuchung dazu ist immer groß, und mir scheint, die Warnung kann nicht deutlich und ernst genug vorgetragen und unterstrichen werden: «Die Erfahrungen der ärztlichen Wissenschaft verpflichten uns, abermals vor einer erneuten falschen pastoralen Lösung zu warnen, die die päpstliche Lehre im Sinne einer moralischen Pflicht hinstellt, den schwachen Menschen aber auf die Heilmittel der Kirche verweist (Nr. 25). Hierdurch würde einer weiteren Neurotisierung Vorschub geleistet, deren Folgen sowohl für den Glauben als auch für das Gewissen zerstörend sein würden» (17). Dies muß mit allem Nachdruck unterstrichen werden. Die Eheleute wollen nicht eine «Entschuldigung», «Gnade und Barmherzigkeit», die Erinnerung an die «allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen», sondern eine klare – aber durchführbare und einleuchtende – Norm. Mit pastoraler Nachsicht ist gerade den Besten unter ihnen nicht gedient. Sie erscheint, nicht zu Unrecht, als eine erbarmungswürdige, erbärmliche Weichheit und Feigheit, da Beichtväter und Lehramt der eigenen Sache selber nicht sicher seien – aber doch nicht den Mut hätten, sich von überholten Vorstellungen zu lösen.

Anthropologische Aspekte

Die anthropologischen Ausführungen steuern mit Macht auf den Personbegriff zu und lehnen die Biologie und Physiologie als Normen sittlichen Handelns rundweg und entschieden ab. «So müssen zwei Einwände gegen die Hauptthese der Enzyklika geltend gemacht werden: 1. Das biologische Material, welches uns heute vorliegt, weist nicht darauf hin, daß in jedem Akt Liebe und Zeugung notwendig verbunden sein müssen. 2. An den biologischen Strukturen der menschlichen Sexualität können weder der Sinn menschlichen geschlechtlichen Austausches noch sexualethische Normen abgelesen werden. Zu ihrer Erkenntnis ist vielmehr eine umfassende und ganzheitliche phänomenologisch begründete Anthropologie der menschlichen Geschlechtsgemeinschaft unabdingbare Voraussetzung» (19).

Darum ist vor allem zu fragen, «welcher Sinn der Psychophysis im Ganzen der menschlichen Person zukommt. Die Antwort muß lauten: Ihr Sinn besteht darin, Ermöglichungsbasis der geistig personalen Existenz des Menschen zu sein. Die Psychophysis ist niemals von ihrer selbst willen, sondern immer um der Person willen da. Diese Bestimmung hat sie mit der den Menschen umgebenden Sachwelt gemeinsam, wenn sie sich auch von ihr dadurch unterscheidet, daß sie dem Sein der Person selbst angehört. Stellt sie aber die Ermöglichungsbasis der personalen Existenz des Menschen dar, dann können solche Eingriffe nicht als gegen die Natur des Menschen gerichtet angesehen werden, welche dieser Aufgabe der Psychophysis entsprechen. Was naturgemäß und was nicht naturgemäß ist, darf nicht einfach von der Unversehrtheit der psychophysischen Funktionszusammenhänge her beurteilt werden. Es muß vielmehr die Bedeutung beachtet werden, die ihnen vom Ganzen der menschlichen Person her zukommt» (20).

Solche Gedankengänge wurden in den letzten Jahren vor allem von Prof. *Georg Scherer* immer wieder vorgetragen.² Sie sind der Argumentation aus der bloßen Physiologie weit überlegen und führen auf den Kern menschlicher Sexualität hin. Hier muß aber noch erhebliche Arbeit weiter geleistet werden, um Begriffe wie Person, Personalität, Personwürde, Natur, Verhältnis zwischen Natur und Person philosophisch genauer zu bestimmen. Offenkundig ist, daß mit den hergebrachten scholastischen Kategorien nicht mehr auszukommen ist, weder in der Theologie noch in der Moral und Anthropologie. Aber diese Not hängt mit dem Elend der Lage der Philosophie in der Gegenwart überhaupt zusammen.

Es ist klar, daß von dem personalistischen Ansatz aus der Anthropologie die Methode der Zeitwahl als einziges Mittel zu sittlich verantwortbarer Geburtenregelung heftig ablehnt, ja für viele Ehepaare geradezu als ernstlich schädigend verurteilt, verurteilen muß.

«In der Enzyklika werden die psychologischen Schwierigkeiten der Zeitwahl unterschätzt. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß eine nicht unerhebliche Zahl von katholischen Ehepaaren, welche den jetzt durch die Enzyklika *Humanae vitae* erneut bestätigten Normen gemäß gelebt haben, mit der Zeitwahlmethode existentielle Erfahrungen machen mußten, welche die Ehe bis an die Grenze des Scheiterns belasteten und zu schweren psychischen Störungen geführt haben. Die ständige Anwendung der Zeitwahl führt nämlich bei vielen Menschen zu Angst- und depressiven Neurosen, sehr oft zu wachsender Antipathie und gereizter Aggressivität gegen den Ehepartner und die Kinder. Sie macht oft unfähig zu liebevollem Verhalten und beseelter Zärtlichkeit. Sie fördert Hypersexualisierung und Fixierung auf das Sexuelle. Schließlich fördert sie perverse Neigungen und psychosomatische Krankheiten. Oft ist sie vielmehr geeignet, den Akt zu animalisieren als zu humanisieren. Die eheliche Liebe, das Wohl der Kinder, die seelische Gesundheit und der seelische Friede aller Betroffenen werden in vielen Fällen so erheblich geschädigt, daß die Vernunft- und Naturgemäßheit der Zeitwahlmethode ernststen Zweifeln ausgesetzt ist. Dadurch wird die gehorsame und opferbereite Unterwerfung unter diese Norm zu einer Quelle von untilgbaren schweren Schuldgefühlen und somit neuer, unter Umständen neurotisierender Konflikte» (22 f.).

² Georg Scherer, *Ehe im Horizont des Seins – Zu einem neuen Verständnis der Sexualität*. Verlag Hans Driewer, Essen 1965.

Und an anderer Stelle wird unerbittlich hinzugefügt: «Im Zusammenhang mit dieser Methode zeigt sich die Inkonsistenz der Enzyklika in einem entscheidenden Punkt. Sie öffnet sich grundsätzlich der Einsicht, daß der Sinn des ehelichen Aktes nicht nur in der Zeugung gesucht, sondern als Zeichen der Liebe anerkannt werden muß. Dennoch will sie die Konsequenzen nicht ziehen, daß eine eheliche Begegnung allein um der Liebe willen sittlich gerechtfertigt sein kann, sobald gerechte Gründe für die Verhinderung einer Empfängnis vorliegen. Indem die Enzyklika aber die ‚unfruchtbaren Tage‘ freigibt, zieht sie diese Konsequenz in gewisser Weise doch. Denn es ist unmöglich nachzuweisen, daß ein in diesen Tagen vollzogener Verkehr für die Weitergabe des Lebens offen ist» (21).

Naturrechtlich-ethische Aspekte

Dieser Abschnitt ist, in Zusammenhang mit der oben erwähnten Notlage der Philosophie überhaupt, der problemreichste, um nicht zu sagen problematischste des ganzen Gutachtens.

Zunächst wird mit Recht darauf verwiesen, daß der Begriff «Natur» keine eindeutige Größe sei. In einer nicht sehr glücklichen und auch nicht sehr konsequenten Terminologie wird dann zwischen einem «intensiven» und «extensiven» Naturbegriff unterschieden.

Beim intensiven Naturbegriff sei «Natur» gleichbedeutend «mit Wesen, Struktur, Eigenart eines konkreten Seienden». Wesen und Eigenart kann man aber philosophisch schlecht unmittelbar nebeneinander setzen – zumal wenn dann gleich hinzugefügt wird: «So untersucht etwa die Verhaltensforschung das Verhalten der Tiere und vergleicht es mit dem Verhalten des Menschen; und die arttypischen Merkmale weisen dann auf die arttypische Grundlage, eben die ‚Natur‘ des Tieres respektive die ‚Natur‘ des Menschen» (24). Eine solche Begriffsbestimmung ist höchst problematisch.

Beim extensiven Naturbegriff soll «Natur zur Abgrenzung eines Bereiches dienen, demgegenüber etwas anderes als ‚Nicht-Natur‘ gefaßt wird». Gemeint ist hier die gesamte untergeistige Natur und auch der Mensch nach seiner leiblichen Seite hin.

Im Bemühen der theologischen Ethik um ein Richtmaß des sittlichen Handelns spiele nun seit der Scholastik vor allem der intensive Naturbegriff eine entscheidende Rolle. Dabei zeigen sich nach dem Gutachten drei mögliche inhaltliche Bestimmungen:

1. Natur bezeichnet die Struktur der menschlichen Erkenntnis (Natura rationalis).
2. Natur bezeichnet die unveränderliche Struktur bestimmter menschlicher Handlungen.
3. Natur meint die vorgegebenen biologisch-physiologischen Ordnungen des Menschen.

Auffällenderweise fehlt hier eine 4. Begriffsbestimmung, die für eine natürliche Sittlichkeit, ein sittliches Naturgesetz und Naturrecht allein in Frage kommt: nämlich das Wesen, die Grundstruktur eines Seienden, und hier insbesondere eines mit Geist, freiem Willen, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung begabten Seienden, die Natur des Menschen, und zwar die Gesamtnatur des Menschen, mit der Rangordnung ihrer Elemente («Leib», «Seele» und ihrer sozialen wie geschichtlichen Bezogenheit und Bedingtheit).

Es ist zuzugeben, daß auch in der Hochscholastik der Begriff «Natur» keineswegs einheitlich verwandt wurde, auch nicht in der natürlichen Ethik. Aber daß die «Struktur der menschlichen Erkenntnis» für eine inhaltliche Normierung menschlicher Handlungen nicht ausreicht, ist offenkundig. Die Erkenntnis hat ja einen sachlichen Inhalt, einen Sachverhalt festzustellen, nicht einfach einen solchen zu schaffen.

Doch ist dem Verfasser dieses Abschnittes kein allzu großer Vorwurf zu machen. Die alten Begriffsschemata sind zerbrochen und philosophisch ist hier allzu vieles im Argen und neu zu ordnen und aufzubauen.

Schließlich gelangen die Gedankengänge des Gutachtens notwendigerweise ebenfalls vor das Problem des Verhältnisses

von «Natur und Person». Ohne das Verhältnis beider zueinander genauer bestimmen zu können, wird instinktsicher den Belangen der Persönlichkeit vor den Belangen der physiologischen «Natur» der Vorrang eingeräumt.

Es ist unmöglich, hier die ganzen philosophischen Gedankengänge dieses Abschnittes wiederzugeben.

Wichtig scheint mir der Hinweis, daß sich vor allem in der Spätscholastik der Akzent von der «Natur des Menschen» auf die «Natur des Aktes» verschoben hat, was wohl eine differenziertere Darstellung, zugleich aber auch eine ungebührliche Einengung und Verkürzung zur Folge hatte.

Wichtig ist ferner, daß der Ethiker schließlich zum gleichen Ergebnis gelangt wie der Anthropologe, und mit diesem darin einig ist, daß aus der bloßen Physiologie keine ethischen Normen abzuleiten sind.

Glücklicherweise ist im ganzen Abschnitt von «Theologie» nicht die Rede – denn aus der Theologie als Offenbarungswissenschaft läßt sich die Frage der Empfängnisregelung überhaupt nicht entscheiden.

Pastoraltheologische Aspekte

Der Pastoraltheologe stellt fest: «In Deutschland hat offenbar die Enzyklika das sittliche Urteil der meisten katholischen Ehepaare über die Methoden einer verantwortlichen Empfängnisplanung nicht entscheidend geändert. Die Argumente haben nicht überzeugt. – Der größere Teil der Katholiken will in dieser Frage weiterhin frei entscheiden. Viele haben für die These der Enzyklika in der Methodenfrage kein Verständnis, nicht wenige lehnen sie direkt ab» (34).

Im übrigen wird der Nachdruck auf die Motive, nicht auf die Methoden gelegt. «Insbesondere sollte man die Einengung des Blickes auf die Methodenfrage zielstrebig überwinden. Diese selbst muß in der freien Diskussion der Theologen und

der christlichen Fachleute der zuständigen Fachwissenschaften verbleiben» (35).

«Mit größter Sorgfalt muß die geistliche Beratung der Eheleute auf die Lauterkeit der Motive bei denen achten, welche der Enzyklika zustimmen, wie auch die begründete Überzeugung derer respektieren, welche sie ablehnen. Wer als Gewissensberater selbst die eine oder andere Überzeugung hat, muß die andere achten bzw., um Rat gefragt, zumindest auf die andere hinweisen. Wer sich vom Gewissen bedrängt fühlt, seine Überzeugung der anderen des Partners gegenüberzustellen, darf nur zu überzeugen, nicht jedoch mit moralischem Druck eine nur äußere Zustimmung zu erzwingen versuchen» (35).

Mit ernster, bewegender Eindringlichkeit greift sodann der Pastoraltheologe noch einmal die Bedenken gegen «pastorale Milde» auf: «Schwere pastorale Bedenken muß man erheben gegen eine allzu starke Betonung der mildernden Umstände bei einzelnen Übertretungen der Sittenforderung des Papstes im Sinne von seelsorglicher Milde, Geduld und Barmherzigkeit. Gerade die besten christlichen Eheleute wollen ja nicht eine verbilligte Absolution, die für Neurotiker und Psychopathen geltenden mildernden Umstände, auch nicht nur die Entschuldigung des irrigen Gewissens, sondern sie wollen als ganze Christen Ehe und Familie in der Nachfolge Christi im Geiste des Sakramentes bewältigen. Sie können nicht mehr die These akzeptieren: Größte Strenge in der sittlichen Forderung, höchste Milde bei der Übertretung aus Schwäche» (35). Dem kann man nur zustimmen.

So ist aus den ärztlichen Beratungen ein würdiges Dokument herausgekommen, das zwar gewiß nicht alle Fragen löst, aber doch eine echte Gewissenshilfe darstellt – und zugleich ein Dokument der verantwortlichen Freiheit mündiger Christen, die die Ermunterung des Konzils zu nutzen wissen.

J. David

Lieder der Jugend (ungarische Beatles)

Mit jedem spricht Gott seine eigene Sprache. Auch mit der heutigen Jugend; und auch mit den Hunderten von Beatbands. Wie versteht diese Jugend sich selbst? Was empfindet sie, was lehnt sie ab und was erscheint ihr als wertvoll? Anders ausgedrückt: Wie spricht Gott zu ihr? Fragenkönnen ist eine Wesensbestimmung menschlichen Geistes. Die schlimmste Verlorenheit des Menschen ist der Zustand, da man nicht mehr jene Grundfragen stellen kann, die man auf die Dauer nicht außer acht lassen darf, ohne aufzuhören, ein ehrlicher Mensch zu sein. Es müssen in uns viele Selbstverständlichkeiten zerstört werden, die uns nicht mehr zu jenen Fragen kommen lassen, die kein Mensch – nur Gott allein – beantworten kann. Karl Rahner hat zum kürzlich erschienenen Buch Songs der Beatles (Georg Geppert, Kösel-Verlag, München 1968) eine Deutung der geistigen Einstellung dieser jugendlichen Sänger vorgelegt, die sich nicht anpassen und sich nicht in die gesellschaftliche Ordnung einfügen wollen. Wie sind sie zu beurteilen?

«Der Verkünder des Evangeliums ist immer in Gefahr, die Antwort zu sagen, bevor er selbst die Frage gehört hat, und so die Antwort zu einer ideologischen Verfremdung des Menschen zu machen, selbst die Antwort auf die Frage, die der Mensch ist. Der Prediger muß die Menschen dort aufsuchen, wo sie selbst sind oder zu sein verneinen, da selbst auch eine Verkenntung ihrer wahren Situation nochmals zu ihnen gehört. Ihre Selbstaussagen sind für den Prediger dort besonders wichtig, wo sie gar nicht (doktrinär) auftreten, sondern wo der Mensch spielerisch unbefangen und unreflektiert sich (gibt). Wenn dann die Wege von solchem Verständnis bis zu dem (Kairos), in dem man das Wort Gottes vom Menschen ausdrücklich sagen kann, noch sehr weit sind, ist das ein Grund, nicht zu versuchen, sie zu gehen? Vielleicht sind sie gar nicht so weit» (S. 7–9).

Durch Zufall ist uns kürzlich eine Langspielplatte der ungarischen «Beatles» in die Hände gekommen. Vielleicht ist all das, was diese Platte aussagt – über die Liebe oder die Einsamkeit des Menschen –, näher bei dem, was wir meinen, wenn wir «Gott» sagen. Auf dem Klappentext steht Folgendes (Qualiton LPX 17390):

«Das Leben bewegt sich um uns; die Erde dreht sich mit uns; wir selber rennen. Dann stehen wir plötzlich still; Gedanken arbeiten in uns, Rhythmen und Sehnsüchte. Auf einmal wird alles leise und neue Lieder sind geboren ... Andere sagen oft, wir seien zu laut. Unter uns hören wir aber die Worte trotzdem. Die Wege der Musik stehen offen. Man kann sich aus plötzlicher Eingebung entscheiden und noch gutmachen, wenn man die falsche Richtung eingeschlagen hat. Also: Von dir hängt es ab, was morgen aus dir wird. Es ist gleich, ob du in die Sonne schaust oder in die Augen eines Menschen oder einfach vor deine Füße, die einen schöneren Weg suchen – wenn es dir dabei nur ein wenig leichter wird. Nichts ist verloren, solange du noch etwas Echtes erfahren kannst, solange es dir weh tut, daß die Welt um dich grau geworden ist, daß deine Träume, dein Glauben dir absterben. Traurig wäre nur, wenn du durch solche Erfahrung zu einem (Erwachsenen) würdest; wenn deine Phantasie und dein Gefühl dir dabei verloren gingen. Man sollte das (Erwachsenwerden) in uns nicht beschleunigen. Es kommt von selbst. Strecke dich ruhig aus an einem Sonntagmorgen; gehe dorthin, wohin deine Sehnsucht dich zieht, dorthin, wo du deine Sorge ablegen kannst und wo fröhliche Töne deinen Gang erleichtern. Es ist eine Sünde, sich ungebührlich Sorgen zu machen. Vielmehr frage dich: Wie kann ich das in Ordnung bringen, was ich gestern unüberlegt falsch gemacht habe ...? So wird in dir Sehnsucht geboren und Menschenwürdiges: Freundschaft und Liebe. Sie bringen in unsere unruhige Welt ein wenig mehr Stille.»

Bei diesem schlichten und in seiner Ehrlichkeit auf das Wesentliche zielenden Text sehen wir: Es gibt Menschen, in denen die menschliche Sehnsucht «wohlgeraten» ist. Sie sind von

hinreißender Lebensfülle. Ihre Seelen sind jung und frisch, voll von weiten Ahnungen, mit unbeirrbarem Verlangen nach Größe begabt. Vielleicht ereignet sich in ihnen – in ihrer

ungekünstelten Aufrichtigkeit – jenes, wovon der Psalmist sprach: «Der Herr führte mich hinaus in die Weite, weil er mich liebt» (Ps 18, 19–20).
L. B.

FÜHRUNGSSTILE IN WIRTSCHAFT UND KIRCHE

Wandlungen in der Kirche haben verschiedene Ursachen, bald sind es impulsive Kräfte im Innern, bald sind es notwendige Anpassungen nach außen. Immer nämlich findet sich die Kirche in einem bestimmten gesellschaftlichen Rahmen, dem sie Lebensweisen entnimmt und den sie selbst rückwirkend prägt. Beide Bereiche, den kirchlichen wie den gesellschaftlichen, aufeinander abzustimmen, würde eine Überforderung und eine Menge von Unverständnis verhindern. Die Parallele im Führungsstil, wie sie sich heute in Westeuropa zeigt, ist nicht nur ein Sonderfall, sondern weist auch auf die Notwendigkeit einer fälligen Anpassung hin.

Führungsstil in der Gründerzeit

Der Beginn der Industrialisierung und der Frühkapitalismus schufen den Typ des Pioniers, der mit schöpferischem Wagemut ein Unternehmen gründete unter Einsatz seines persönlichen Vermögens oder desjenigen seiner Compagnons. Dem Patron, dem Fabrikherrn, stand der Arbeitnehmer gegenüber, der, sozial ungesichert, nur seine Arbeitskraft und kaum Fachkenntnisse anzubieten hatte. Die Betriebsführung lag eindeutig beim Unternehmer, der allein den Überblick besaß und dessen Mitarbeiter mehr den Charakter von Aufsehern und Hilfskräften hatten. Besitz und Führung des Betriebes, besonders ausgeprägt beim Familienbetrieb, lagen in der gleichen Hand. Der Führungsstil war, auch in der Abart des wohlmeinenden Paternalismus, autoritär, mit einem Schimmer von Gottesgnadentum, und entsprach den übrigen gesellschaftlichen Strukturen, die durch tiefe soziale Unterschiede und im politischen Bereich durch die Staatsform der Monarchie oder das Wirken machtbewußter Parteien gekennzeichnet waren. Der Arbeiter hatte wie ein Soldat Befehle auszuführen und das Denken der Führung zu überlassen. Dieses Führungsmodell spukt gelegentlich noch in der Polemik extremistischer Kreise, entspricht aber längst nicht mehr der Wirklichkeit, wenn es auch in Randbezirken weiterlebt.

Die Technisierung, die Ausdehnung der Unternehmungen, das Ansteigen des Kapitalbedarfs haben das Gesicht der Betriebe verändert. Die Führung der größeren Unternehmungen liegt nicht mehr beim Kapitalbesitzer, sondern bei der Geschäftsleitung, dem Management. Der einzelne Aktionär als formeller Eigentümer hat selten Einfluß auf die Dividendenpolitik, geschweige denn auf das Unternehmen, das ein Eigenleben führt. Die Vielfalt der Führungsaufgaben schließt aus, daß alle Fäden des Betriebes in einer Hand zusammenlaufen, was sich auch auf das Verhältnis zu den Mitarbeitern auswirkt.

Andererseits hat sich auch die Struktur und die Stellung der Arbeitnehmerschaft geändert. Die unselbständig Erwerbenden, einst eine Minderheit, stellen heute die Mehrheit der Bevölkerung dar. Mit der Ausdehnung der Dienstleistungsbetriebe und der Aufgaben der öffentlichen Hand hat sich das Heer der Angestellten und Beamten entwickelt, und auch der Typus des Hilfsarbeiters und Tagelöhners tritt hinter dem des Facharbeiters zurück, dessen Bildungsniveau mit dem Ausbau des Schulwesens gestiegen ist. Die Arbeitnehmer haben sich organisiert und bilden ein Gegengewicht zu den Unternehmern, mit denen sie allmählich zu einer Partnerschaft gelangen, die beispielsweise in der Schweiz im Friedensabkommen der Metallindustrie ihren Ausdruck gefunden hat. Politi-

sche Reformen schufen die Voraussetzung für die Er kämpfung eines Sozialrechtes in Ergänzung zu Sozialeinrichtungen, welche weitsichtige Arbeitgeber in zunehmendem Maße ins Leben gerufen hatten. Während in der Kriegs- und Krisenzeit die Existenzangst den Arbeitnehmer an den Betrieb fesselte, ist der Arbeiter heute im Gefolge der Hochkonjunktur viel unabhängiger geworden. Diese Entwicklungen blieben nicht ohne Einfluß auf den Führungsstil der Unternehmungen.

Moderne Führungsstile

In den letzten Jahren hat eine zunehmende Zahl von Unternehmungen die Notwendigkeit einer bewußteren Betriebsführung, die sich auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützt, anerkannt. Während ursprünglich die Verbesserung der Produktionsvorgänge und die Hebung der Arbeitsleistung im Vordergrund standen (Taylorsystem), gewinnt eine gesamtgesellschaftliche Betrachtung, welche auch die menschlichen Probleme sieht, an Bedeutung. Zahlreiche Institute bis zur Hochschulstufe und eine reichhaltige Literatur erarbeiten Methoden für die Schaffung von geeigneten Organisationsmodellen und Führungsgrundsätzen. Unternehmungen werden umstrukturiert, Führungsstäbe geschaffen, Betriebsberater und Psychologen beigezogen. Es ist hier nicht der Ort, Theorien der Betriebsführung zu entwickeln, sondern es genügt, einige Hinweise zu geben.

Erste Aufgabe ist, sich der Ziele des Unternehmens bewußt zu werden und die Organisation diesen anzupassen. Dabei genügt auch eine langfristige Planung, welche aus Vergangenheit und Gegenwart die Zukunft extrapoliert, angesichts der viel rascheren technischen und gesellschaftlichen Entwicklung nicht mehr. Nötig ist eine prospektive Planung, welche sich nicht nur ein Bild von der möglichen Zukunft macht, sondern gestaltend in sie eingreifen will. Das verlangt einen Blick für echte Unternehmensführung im Gegensatz zum bloßen Verwalten und Betreuen des Bestehenden.

Die Leitung eines Unternehmens, das den Rahmen eines Handwerksbetriebes sprengt, kann nicht mehr vom Unternehmer allein mit Hilfskräften bewältigt werden. Der Beizug von Mitarbeitern ist nicht nur für die technische Durchführung, sondern auch für die Bildung der Entscheide an der Führungsspitze unerläßlich. Die Vorbereitung des Entscheides setzt einen Dialog mit den Mitarbeitern voraus, was eine neue Auffassung von der Stellung des obersten Geschäftsleiters voraussetzt. Er anerkennt damit, daß der höhere Wille nicht immer der bessere ist, und daß der Verstand nicht nur beim Amt liegt. Die formale Autorität tritt hinter der sachlichen zurück. Der Chef entscheidet nicht mehr allein, wenn auch nach Anhören der Untergebenen, sondern der Entscheid ist die Frucht eines gemeinsamen Bemühens, das zugleich die formale Distanz zum Mitarbeiter verkürzt und ihn hebt und anerkennt. Teamwork, partizipative Betriebsführung, Mitspracherecht heben die hierarchische Ordnung allerdings nicht auf: der letzte Entscheid bleibt beim Vorgesetzten.

Einen Schritt weiter geht das Begehren nach einem institutionalisierten Mitbestimmungsrecht. Es erhebt sich bezeichnenderweise vor allem dort, wo aus der Verschiedenheit der Funktion auf einen Unterschied des Wertes der Person geschlossen wird und der Untergebene keine Anerkennung

findet, beispielsweise an den Hochschulen mit ihrem veralteten Führungsstil.

Es ist bemerkenswert, daß in der Schweiz, wo sich die Arbeitgeber im allgemeinen um ein gutes Betriebsklima bemühen, die sogenannten neutralen Gewerkschaften sich sehr distanzieren zu einem allgemeinen Mitbestimmungsrecht der Arbeiter verhalten, das über die Ordnung der unmittelbaren Arbeitnehmerinteressen hinausgeht. Der Erfolg der in Deutschland und Frankreich geschaffenen Einrichtungen der betrieblichen Mitbestimmung bleibt denn auch fragwürdig, weil Mitbestimmung in der eigentlichen Unternehmensführung auch Mitverantwortung einschließt in einem Gebiet, das den Arbeitnehmer überfordert. Eine Voraussetzung für die Entwicklung des Mitspracherechtes ist, daß das Verständnis für die Interdependenz von Wirtschaft und Gesellschaft und damit das Verantwortungsgefühl gegenüber dem Betrieb und der Gemeinschaft wachsen. Davon ist aber kaum etwas zu spüren, wenn kleine Spezialistengruppen zur Durchsetzung egoistischer Ziele durch Streiks ganze Wirtschaftsgruppen lahmlegen. Wichtiger als eine falsche Übertragung der politischen Demokratie auf die Unternehmungen ist, daß jedem Arbeitnehmer auf Grund seiner Fähigkeiten die Aufstiegsmöglichkeiten in verantwortungsvolle Gremien offen stehen und daß der Mitarbeiter der unteren Stufe die Überzeugung hat, daß er notfalls angehört wird und daß die ihn berührenden Entscheide begründet und erläutert werden, damit er ihnen aus innerer Einsicht folgen kann.

Je mehr die oberste Geschäftsleitung sich auf die Führungsfragen konzentriert, desto mehr erweist sich eine Delegation von Aufgabenbereichen mit der entsprechenden Verantwortung auf die unteren Stufen als notwendig, was wiederum den Untergebenen zum Mitarbeiter macht. Delegation setzt einerseits Vertrauen, andererseits den Ausbau der gegenseitigen Information und die Instruktion der Mitarbeiter voraus. Ständige Schulung und Weiterbildung auch der Führungskräfte sind im heutigen Wirtschaftsleben unerlässlich. Die besondere Funktion des Vorgesetzten wird klarer erkannt und auf seine richtige Auswahl und Vorbereitung große Sorgfalt gelegt. Wie im sachlichen Bereich durch Forschung, Marktanalysen, Produktions- und Budgetpläne optimale Lösungen gesucht werden, so wird auf dem Gebiet des Personalwesens durch Hilfsmittel wie Aufgabenumschreibung, Arbeitsplatzbewertung, Qualifikationssysteme angestrebt, die Fähigkeiten aller Mitarbeiter richtig einzusetzen. Nur durch eine aktive Personalpolitik können die Mitarbeiter im Betrieb integriert werden. Was moderne Wirtschaftsbetriebe kennzeichnet sind nicht nur bewußte Unternehmensführung, zielgerichtete Betriebsstrukturen, der Einsatz technischer Hilfsmittel, die Automation, sondern vor allem auch eine geistige Haltung im Sinne der Vermenschlichung der Beziehungen.

Auswirkungen auf den kirchlichen Bereich

Zwar ist die Kirche kein Wirtschaftsunternehmen. Trotzdem lassen sich Berührungspunkte zu den Wandlungen im Führungsstil der Wirtschaft aufzeigen.

Zunächst bestätigt es sich, daß geistige Strömungen und soziologische Änderungen stets Rückwirkungen auf die Kirche haben. Der Arbeitnehmer, der bildungsmäßig auf einer höheren Stufe steht als im 19. Jahrhundert und politische Rechte erlangt hat, will auch im Betrieb als mitverantwortliche Persönlichkeit anerkannt werden. In der Kirche spricht man von der Mündigkeit des Laien, der ja im Gegensatz zum Mittelalter kein Analphabet mehr ist und dem durch die Öffnung der Kirche zur Welt hin neue Verantwortungen auferlegt werden. Man bemüht sich um eine neue Sicht des Priesters, der nicht mehr nur als Gehilfe des Bischofs erscheint. Die zunehmende Angleichung der Stellung des Arbeiters an diejenige des Angestellten findet eine äußere Parallele in der neuen Stellung des Laienbruders in den Orden.

Es gab Zeiten, in denen das Ausbrechen aus der Kirchengemeinschaft dem Verlust der geistigen Existenz gleichkam. Dieses Bewußtsein fehlt heute vielen Menschen, weil sich in einer pluralistischen Gesellschaft andere Wege der Lebens-

gestaltung anbieten. Der Wegfall dieser Form der Existenzangst ruft ebenfalls einem neuen Führungsstil.

Der Christ, der als Glied eines Betriebes bei der Bildung von Entscheiden mitwirkt und für einen eigenen Bereich die Verantwortung trägt, wird als Glied der Kirche unbewußt einen autoritären Führungsstil ablehnen. Er ist gewohnt, nach Gründen für eine Entscheidung zu fragen und erwartet, daß er überall dort angehört wird, wo er sachlich etwas beitragen kann. Er wird etwa von der kirchlichen Führung erwarten, daß sie in der Frage der unterentwickelten Länder sein Gewissen schärft, aber nicht selbst Lösungen aufzeigt, für welche ihr die Sachkompetenz fehlt. Je mehr die Erkenntnis wächst, daß der Mensch nicht in den Christen und in den Bürger dieser Welt aufgespalten werden kann, sondern daß er sein Christsein in dieser Welt zu verwirklichen hat, desto eher werden Denkformen aus dem menschlich-weltlichen Bereich auf die Kirche übertragen. Dann erscheint es beispielsweise angesichts der Komplexheit der Führungsaufgaben in der Kirche als undenkbar, daß letzte Entscheide in einsamer Größe getroffen werden können oder daß in einer Pfarrei Vikare und Laien nach dem überkommenen Kirchenrecht nur als Hilfskräfte eines alles bestimmenden Pfarrherrn erscheinen. Das Gegenstück zur partizipativen Führung in der Wirtschaft mag in etwa in der Idee vom Volk Gottes und in der Kollegialität im Bischofsamt gesehen werden. Das erheischt – so wenig wie in der Wirtschaft – nicht notwendig kollektive Beschlüsse und die Verwischung der hierarchischen Struktur.

Das Suchen der Kirche nach einem neuen Führungsstil ist unverkennbar. Erfreuliche Ansätze liegen vor, beispielsweise in der Aufwertung der Bischofskonferenzen, der Schaffung von Instituten für eine gezielte Pastoralplanung, von Seelsorge- und Pfarreiräten, in der Neubesinnung der Orden auf ihre Aufgaben. Manches muß noch wachsen, vielleicht weniger auf dem Gebiet der Institutionen als der Gesinnung. Es kann nur von Vorteil sein, wenn Erfahrungen aus dem außerkirchlichen Bereich zu Rate gezogen werden. Warum soll nicht ein Bischof einmal seine Diözese mit den Augen eines Unternehmers ansehen? Prospektive Planung, Gestaltung der Zukunft, sollte ja ein christliches Grundanliegen sein. Vielleicht wird er sich dann fragen, ob die Organisationsstruktur noch zeitgemäß ist, eine Wertordnung seiner Aufgaben aufstellen und sich durch Delegation für Wichtigeres freimachen. Er wird sich überlegen, ob Firmreisen und Kirchenkonsekrationen seine Zeit mehr in Anspruch nehmen dürfen als die Betreuung der ihm anvertrauten Priester im Sinne einer aktiven Personalpolitik. Er wird mehr zuhören als anordnen, er wird vom Manager lernen, wie man mit Massenmedien umgeht, und die Bedeutung der Information und Weiterbildung seiner Mitarbeiter erkennen.

Die Kirche ist auch immer der Gefahr ausgesetzt, zeitbedingte menschliche Strukturen als göttliches und daher unveränderliches Recht auszugeben. Es ist nicht leicht, einen Führungsstil zu finden, der auf hochzivilisierte Industrienationen und im Steinzeitalter lebende Indios paßt; die Lösung kann nur in einer weitgehenden Delegation liegen.

In manchen Beziehungen hat es die Wirtschaft leichter, einen zeitgemäßen Führungsstil zu entwickeln, als die Kirche. Ein Betrieb, der sich nicht anpaßt, macht Bankrott. Die Auswirkungen eines ungenügenden kirchlichen Führungsstiles sind weniger rasch sichtbar.

Andererseits hat es die Kirche leichter als die Wirtschaft, zu einem ihrer Sendung gemäßen Regierungsstil zu gelangen: Indem sie das verwirklicht, was sie predigt, nämlich den Geist der Brüderlichkeit, der Demut und des Dienstes am Nächsten, schafft sie die geistigen Voraussetzungen.

Dr. Jacques Ruedin, Zürich

Der Verfasser, Dr. iur. Jacques Ruedin, ist Direktor einer bekannten Versicherungsgesellschaft und wirkt aktiv mit im kulturellen und kirchlichen Leben.

ALLTAG DER HOFFNUNG

Von Anfang an war die Gemeinschaft der Christen eine «bangende Kirche». Christus hat sich zwar den Jüngern in seiner Machtfülle geoffenbart. Sie haben schon begriffen, daß Jesus von Nazareth der allbeherrschende Kyrios ist, vor dessen Macht jedes Knie – der Himmlischen, Irdischen und Unterirdischen; das gesamte All – sich beugen soll (vgl. Phil 2, 9–11). Gerade diese Erkenntnis hatte sie aber wie gelähmt. Die Jünger Christi erahnten bereits, daß ihnen auch ein Zustand transzendent-echten Lebens bevorsteht. Am Anfang versagten ihnen vor dieser überwältigenden Offenbarung die Kräfte und vielleicht auch die Nerven. Sie haben sich sogar versteckt, hin- und hergerissen zwischen Bangigkeit und Zuversicht, «im Obergemach, wo sie sich aufzuhalten pflegten ... und verharreten einmütig im Gebet» (Apg 1, 13–14). Man kann diese Situation von ihrer Geschichtlichkeit lösen und sie exemplarisch betrachten, als Verdeutlichung einer existentiellen Grundbefindlichkeit christlichen Daseins. Auch wir sind solche, die sich vor dem Auftrag, für andere Hoffnung zu sein, alleingelassen und kraftlos fühlen; auch unsere Hoffnung ist matt und hilfbedürftig; auch wir fühlen uns leer, enttäuscht und gebrochen; auch wir müssen in diesem inneren Zustand der «Schwunglosigkeit» – wie die Jünger damals – die Hoffnung in unseren Brüdern aufrechterhalten. Die Erfahrung der Freunde Christi kann und muß in die christliche Spiritualität heimgeholt werden. Denn: Es kann in unserem Leben und auch im Leben der Kirche Christi besondere Zeiten der Müdigkeit geben, da Gott uns herausfordert und wir – so wie wir sind: ängstlich, gebrochen und ohne Wagemut – für die andern Zeichen der Hoffnung sein müssen und es auch können; Zeiten, da der Christ in seiner eigenen Existenz den im Paulusatz enthaltenen Ruf zum Zeugnis wahrnimmt: «Wer ist unsere Hoffnung, wenn ihr es nicht seid?» (1 Thess 2, 19).

Wie wird ein zaghaftes Leben zur krafterfüllten Hoffnung für die Mitmenschen? Die Antwort ist bescheiden und erhaben zugleich: In den Werken der Barmherzigkeit. Sie sind die in den Alltag hinein verwirklichten Verheißungen Gottes für die Brüder und Schwestern Jesu Christi. Die leibliche und geistige Kraftlosigkeit der Menschheit sollen durch unsere Barmherzigkeit – durch jenes gütige Tätigwerden unserer christlichen Liebe, dem die Kirche den Namen «leibliche und geistige Werke der Barmherzigkeit» gegeben hat – nicht nur gemindert und gelindert, sondern gleichzeitig auch zu einer Brücke werden, die zwischen Himmel und Erde, zwischen Zuversicht und Bangigkeit gebaut ist. Den Ruf des verwirrten Geschöpfes nach unserem «Hoffnungsein für die andern» hat das Christentum in schlichter Sprache formuliert und somit den Alltag unserer Hoffnung genau umschrieben.

Du sollst Hungrige speisen

Christus hat jene Urregung des menschlichen Herzens, der wir den Namen «Nächstenliebe» geben, mit der Gottesliebe radikal gleichgesetzt. Beide zusammen sind Inbegriff des Alten Bundes. Im Gericht Christi ist die Nächstenliebe sogar das einzige Kriterium für die Zulassung zum endgültigen Reich Gottes; etwas also, das über unser ewiges Schicksal entscheidet und somit das innerste Wesen der Heilsordnung trifft. Was bringt uns das Heil – den Himmel – nahe? Es sind die schlichten, oft unbemerkten Werke der tätigen Liebe. Alles andere, sei es noch so schön und bedeutend – sogar Erkenntnis Gottes und Glauben miteinbeschlossen –, bleibt nur «Stückwerk». Selbst das Kriterium des Blutzugnisses verblaßt im Vergleich mit der Nächstenliebe und bedeutet somit nicht den wirklichen «Ernstfall» im Leben der Christen: «Und wenn ich meinen Leib hingebe, damit ich verbrannt werde, habe aber die Liebe nicht, so nützt mir das gar nichts» (1 Kor 13, 3). Diese hier

angesprochene Liebe heißt zunächst einfach: Hungrige speisen.

Wohl wird da der konkrete, leibliche Hunger, der uns in der heutigen Zeit mit seinem ganzen Schrecken bewußt wird, als «Gegenstand» der heilbringenden Nächstenliebe hingestellt. Darüber hinaus wird aber auch eine innere Haltung gemeint, die schlichte Gebärde der Selbsthingabe. Nicht nur unsere Werke und das Dargebotene unseres Helfenwollens, sondern wir selbst, unser Wesen sollte für die andern «Nahrung» sein. Dabei müßte man die eucharistische Haltung Christi neu bedenken. Christus wurde durch eine geheimnisvolle Vorahnung – vielleicht war es bereits Gewißheit – des Todes ganz «er selbst». Er war es zwar immer schon, aber nicht in dieser letzten Intensität, in dieser Aufwallung seines menschlichen Gemütes. Und so wurde – da diese zwei, Selbstsein und Selbsthingabe, im menschlichen Dasein immer zusammengehen, sich bedingend gegenseitig ergänzend – seine Person ganzheitlich Gegenwart für die andern. Demnach: Überall, wo Gegenwart geschieht, sei sie nur eine rein menschliche, ereignet sich abbildhaft Eucharistie, Speisung der Menschen mit der Nahrung des eigenen Seins. Eucharistie wäre demnach – in dieser nicht ausschließenden, sondern ergänzenden Sicht – die «offene Hand des eigenen Seins».

Das von uns hier – versuchsweise – angedeutete Bild der eucharistischen Haltung erlaubt uns, das Sakrament der Christusbegegnung, in dem unser ganzer Glaube zusammengefaßt ist («mysterium fidei»), über die heilige Messe hinaus weiter zu fassen, ja über den Kreis der Katholiken und Christen auszudehnen. Jeder Mensch – wie Karl Rahner es immer wieder betont –, Christ oder Heide, Gottfremder in seiner Alltäglichkeit oder Atheist, der sich gegen Namen, Begriffe, Gebräuche und Institutionen, aber nicht gegen das Eigentliche und in seiner Eigentlichkeit unbegreifliche Geheimnis Gottes auflehnt, hat bereits Anteil an der Eucharistie, indem und insofern er dem gebrochenen menschlichen Du seine Gegenwart schenkt und somit die Lebenshaltung Christi nachvollzieht. Wie der Mensch nun dies – diese Zumutung an seine Selbstlosigkeit – aushält und es in seinem Leben, je einzeln und andersartig, verwirklicht, kann nur er selber herausfinden. Gerade das wird ihn aber zum vollen «Glied der Kirche» machen, selbst dann, wenn er von der Kirche nichts weiß; zu einem Menschen also, der ein Unersetzliches – weil von niemandem sonst «Leistbares» – zur Eucharistie des Lebens beiträgt, der jenes, was Christus nicht mehr tun konnte, in seinem eigenen Leben ergänzt («Ich ergänze in meinem irdischen Leben, was an den Leiden Christi zu ergänzen ist, zugunsten seines Leibes, der Kirche» [Kol 1, 24]). Zweitens heißt es:

Du sollst Durstigen zu trinken geben

Als Christus seinen Freunden das innere Prinzip eines transzendenten Zeugnisses – den «Geist» und «Tröster» – versprach, fügte er noch etwas Seltsames hinzu, das auf den ersten Blick gar nicht nach Tröstung aussieht: «Wenn (der Tröster) kommt, wird er der Welt beweisen, daß es eine Sünde gibt» (Jo 16, 8). Der Geist Gottes soll die Sünde der Welt an den Tag bringen. Trotz des gegenteiligen Anscheins bedeutet dies eine innere Befreiung. Endlich hat man Klarheit. Nun weiß man Bescheid. Man kann jetzt restlos ehrlich sein. In unserem Leben gibt es Sünde, und nicht nur jenes Zwielichtige, das man mit Ausdrücken wie Wahn, Schwäche und Schuld bezeichnet; etwas also, das man in der Reue vor Gott ablegen kann. Es ist eine Wirkung des Heiligen Geistes, wenn der Mensch anfängt, von seiner Sünde im reuevollen Geist zu sprechen, wenn ein gebrechliches Wesen nicht mehr in der Wüste der eigenen Verfehlungen herumwandert, dem Verdurstenden nahe, sondern zum Quell der Verzeihung zurückkehrt.

Wer durstet in unserer Welt? Das Wort der Durstenden hört man fast nicht, so leise oder so verworren ist es. Was kann ein Mensch uns noch sagen, der nichts anderes fühlt als die Dürre des eigenen Versagens, als die

Armut des eigenen Herzens? Ein Mensch ist vor uns, der nicht einmal seine Stimme hörbar machen kann in der Gluthitze der eigenen Schuld. Dem helfenden Christen – jedem Christen und nicht nur dem Priester – versprach aber Christus, daß aus ihm «Ströme lebendigen Wassers» hervorberechen werden; jenes Wassers, dessen Rauschen man durch das ganze Alte und Neue Testament hindurch hört, des Wassers der Barmherzigkeit, der Verzeihung und der Gnade. Selbst Christus – am Kreuz, in der Wüste menschlicher Ausweglosigkeit – hat den heiseren Ruf seiner Menschenschöpfe ausgestoßen: «Mich dürstet» (Jo 19, 28).

Durstigen zu trinken geben heißt demnach in diesem inneren Sinn: Selbst auf die Stimme jener zu hören, die ihre Not nicht mehr aussprechen können. In der Kraft dieses «Zuhörens» mag es dann auf einmal geschehen, daß das bedrohte Du erfährt, daß ein Ich für es da ist, vielleicht selber gebrochen, unsicher, sündig und von Zweifeln geplagt, selber dem Verdürsten nahe. Und dieser Mensch reicht ihm den Trunk des Erbarmens. Vielleicht weiß er selber keine Antwort; seine Nähe tut aber wohl, erfrischt, bringt Linderung. Mit seinem ins Wüstenhafte, Trockene und Ausgebrannte des Lebens hineingesprochenen und immer wieder in die Erstreckungen des Daseins neu – in Treue – ausgesagten Wort «Du bist nicht allein» läßt er neue Hoffnung entstehen. Kein billiger Trost wird da gespendet: dieser Mensch sagt nicht Ja zum Nein seines Du; er stimmt nicht zu, wenn es nicht sein darf; er läßt nicht zu – soweit es von ihm abhängt –, daß etwas getan wird, was zu Unrecht bestünde. Sein Geschenk ist hell und kristallklar. Und auf einmal beginnen die Quellen zu sprudeln im anderen Du; ein neuer Reichtum steigt aus der Seele empor; Leben entsteht, wo vorhin nur Dürre und Sinnlosigkeit waren. Der Leidende ist ins Freie gelangt; endlich hat er in einem Menschen Heimat gefunden und so einen Schimmer der Hoffnung erblickt. Dann drittens:

Du sollst Nackte bekleiden

Das «nackte Leben» ist bloßgestellt, frierend und bedroht. Drei Hinweise für unsere Barmherzigkeit.

► **Bloßgestellt:** Die schlimmste Entwürdigung des Menschen besteht in der «Bloßstellung». Das Innere – es mag das Teuerste unseres Lebens sein oder etwas Grausames in uns, das wir schamhaft verbergen möchten – wird ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt und zerredet. Eine Lähmung befällt unsere Existenz. Man fühlt sich verloren, ausgeplündert. Das Gerede der Menschen zwingt uns dazu, uns innerlich zu verstellen. Es entsteht ein Leben in der Selbstentfremdung. Wer sich aber mit seinem «beredeten Dasein» gleichsetzt, dem öffnen sich die Abgründe der Selbstverlorenheit. Aber unsere Barmherzigkeit sollte doch wissen: Die innersten Vorgänge einer Seele sind derart geheimnishaft gewoben, von so vielen Erfahrungen, Motiven, Ängsten und Freuden geprägt, daß der Mensch selber oft nicht mehr weiß, was in ihm vorsichgeht. Da mag ein gütiger Mensch von erfahrener Barmherzigkeit hinzutreten – ein Mensch von ehrfürchtiger Zurückhaltung und Verschwiegenheit –, und auf einmal fühlt sich das Du «umhüllt», «bekleidet vom Wohlwollen». Der Mensch darf wieder das sein, was er in seinem Innern ist. Menschen von innen her zu verstehen, sie nicht in die Schauspielerei und somit in die Selbstentfremdung zu zwingen, ihr Geheimnis zu achten, keine Bloßstellung des andern zu dulden, heißt auch «Nackte bekleiden»: In unserer Nähe sollte niemand bloßgestellt werden.

► **Frierend:** Das «nackte Leben» friert. Eine der Wirkungen des Heiligen Geistes erfaßt die Kirche darin, daß etwas, das in uns innerlich «erkaltet» ist, wiederum warm wird («fove quod est frigidum»). Erfährt der Mensch in seiner Umgebung zu viel «Zurückweisung», zu viel «Kälte», so fängt all das an, sein Inneres zu durchdringen, ihn selbst eisig und hart zu machen, das Lebendige seines Wesens zu zerstören. Wollen wir einem solchen «erkalteten Dasein» noch Hoffnung schenken, so müssen wir behutsam, nach und nach (nicht auf einmal: die plötzliche Berührung mit der Wärme kann Brandwunden im erfrorenen Leib – und noch mehr in der erfrorenen Seele – verursachen), ein kleines Zeichen der Güte geben, bis das Blut anfängt zu zirkulieren, und die Seele wieder lebendig wird.

Die Forderung Christi heißt diesmal: In unserer Nähe sollte niemand frieren.

► **Bedroht:** E. Schaper wies einmal auf die alte Redensart hin, daß jemand aus dem Unglück nur das «nackte Leben» gerettet hat. Wir alle haben im Grunde nur ein «nacktes Leben». Es ist nicht viel, was noch da ist. Es ist nur der kleine Rest, den wir aus einem ganzen Leben hinübergerettet haben bis jetzt. Viel mehr wird wohl nicht dazukommen. Schöne, wichtige Erlebnisse vielleicht, Wesentliches aber wahrscheinlich nicht. Job klagte schon: «Nackt kam ich aus dem Mutterleib, nackt kehre ich dorthin zurück» (Job 1, 21). Dieses Leben wird einmal, in seiner äußersten Nacktheit und Verarmung, «bekleidet» von Gottes Barmherzigkeit: «Das Vergängliche wird Unvergänglichkeit, das Sterbliche Unsterblichkeit anziehen» (1 Kor 15, 53). «Nackte bekleiden» heißt demnach auch, die Vorläufigkeit unserer Welt auf den Himmel hin durchsichtig machen: Den Gedanken der Auferstehung und des Himmels in uns zu pflegen.

Hier wäre noch vieles darüber zu sagen, was Christus als «Kleid» verstand und wie ein Mensch gesund wurde, als er den Saum seines Kleides berührte. Das besinnliche Nachdenken wird dabei Wesentliches erkennen (siehe: Mt 9, 20; 17, 2; Jo 19, 23; Offb 1, 13; Mt 22, 11; Lk 15, 22; Offb 7, 9/14 und andere Stellen mehr). Was wir hier anzudeuten versuchten, war lediglich: Christus dachte nicht so sehr an Organisationen und Ämter – obwohl sie viel Gutes tun und oft Christlicheres als wir –, sondern an etwas radikal Persönliches. Es ist nicht so sehr ein Programm als gelebte Gottesgegenwart in einer noch gottundurchsichtigen Welt. Worauf viertens:

Du sollst Fremde beherbergen

An der Wirklichkeit des Fremdlings – dessen Not unsere Zeit so schmerzlich erleben muß und darf – wird das Wesen menschlicher Vorläufigkeit deutlich. Als «viator» lebt der Mensch im Zustand des «Ständig-auf-dem-Wege-Seins», der – je nach der Art der Empfindsamkeit – als die Lebensform des «Landgängers», des «Verirrten», des «Landstreichers», des «Wanderers», des «Wallfahrers» oder des «Pilgers» benannt werden kann. Dabei ist das Symbol des Weges nicht gleichbedeutend mit einem Gerade-auf-ein-Ziel-Zugehen, sondern versinnbildlicht oft den vergeblichen Versuch, sich überhaupt ein Ziel zu setzen.

Die heutige philosophische Deutung menschlicher Existenz hat die christliche Idee der «Pilgerschaft» in das Denkerische heimgeholt: «Das Eigentliche ist im Menschen immer ausstehend und wartend» (E. Bloch); unsere Wege sind immer nur «Holzwege», die plötzlich im Unbegangenen aufhören (M. Heidegger); somit ist unser Leben nicht nur Erwartung, sondern – radikaler noch – eine «Erwartung von Erwartungen, die selber auf Erwartung warten» (J.-P. Sartre); deshalb ist «die Hoffnung jener Grundstoff, woraus unsere Seele gemacht ist» (G. Marcel). All diese Denkansätze variieren und artikulieren nur die pascalsche Definition der Existenz: «Wir sind noch nicht, wir hoffen zu sein» (Nous ne vivons jamais, mais nous espérons de vivre [Pensées, Fragment 172]).

Dies bis zu den letzten Fasern der Existenz zu erfahren, ist vielleicht die größte Gnade unserer Zeit. Wäre nicht unsere letzte und deshalb christlichste Frömmigkeit heute: Dem Verirrten und in die Einsamkeit ausgesprengten Dasein Heimat und ein wenig Ruhe zu bieten in unserem eigenen Sein? Um die ganze Härte dieser Forderung zu begreifen, müssen wir den Ausdruck «Fremdling» zutiefst ernst nehmen; etwa so, wie der Engländer es instinktiv tut, wenn er das Wort «foreigner» hört. Der Fremdling ist uns wirklich «fremd», das heißt: seine Gewohnheiten, seine ganze Lebenshaltung, seine Denkart und sein «Daseinsstil» widersprechen den unseren; seine Einstellung zu uns und seine Motive sind für uns unbekannt oder nur schwer durchschaubar; seine Reaktionen sind gelegentlich unberechenbar; selbst sein Gott ist uns unbekannt. Er ist also ein Mensch, dem wir mißtrauen und den wir bei uns nicht aufnehmen würden. Wir bieten ihm nur Heimat, weil Christus sich mit ihm radikal gleichgesetzt hat. Indem wir dies tun, erfahren wir unsere

eigene Ausgesetztheit: Der Fremde ist nur die Verkörperung unseres eigenen Zustandes, unserer inneren Heimatlosigkeit, unserer Ungeborgenheit, unserer Angst, unseres Einander-und-uns-selbst-Fremdseins. Die Sehnsucht nach endgültiger Heimat erwächst also unserem Tun des Heimatbietens. Wir sollten dem Fremdling dankbar sein. Er hat uns beschenkt, und nicht wir ihn. Und fünftens:

Du sollst Gefangene erlösen

Dazu nur ein einfaches Wort: Christus hat uns klar und eindeutig gesagt, daß wir in jedem Gefangenen ihn selbst besuchen. Es waren einmal Zeiten in der christlichen Geschichte – sie waren zwar soziologisch bedingt, offenbarten jedoch die Tiefe christlicher Einstellung zur Gefangenschaft –, da die Christen sich selbst verkauft haben, um andere aus der Sklaverei loszukaufen. Doch kann auch äußerste Gefangenschaft Ausdruck höchster innerer Freiheit sein. Christus selbst gab seinem eingekerkerten und erfolglosen Leben – dessen Symbol seine Einkerkelung und sein Angebundensein vor dem Kreuzestod war – einen letzten Sinn innerer Befreiung in der Hinnahme. Was im Leben Christi einmal und ein für allemal (*hapax*) geschah, das will sich in unserem Leben täglich wiederholen: Freiheit in der Gefangenschaft. Denn:

Gefangene sind wir alle, jeder auf verschiedene Art. Das Leben selbst ist in uns noch gefesselt: Unsere Ziele, unsere Verpflichtungen, unsere frei auf uns genommene Lebensaufgabe sind nur ein kleiner Teil jener Wirklichkeit, die wir hätten sein können. Unsere Neigungen, die sich nach und nach in uns ausgebildet haben, unsere Freundschaften und unsere Liebe – all das engt unseren Lebenshorizont ein, indem es uns nur zum Teil erfüllt. Unser Herz klammert sich an das Gegebene und Mögliche und vorenthält uns damit andere, vielleicht noch wunderbarere Möglichkeiten. Die Sorge, die Erniedrigung und die Ausweglosigkeit fesseln uns in das Graue und Grausame unseres Alltags hinein. Der eigene Körper ist uns oft auch ein Kerker; wir bemerken es erst, wenn er anfängt, uns zu bedrohen, unseren Geist einzuengen. Und in der Tiefe unseres Daseins sind wir gefesselt durch jenes Unheimliche, das wir Sünde nennen, welche uns wesensfremd und dennoch oft unüberwindbar nahe ist.

Eine der auf das Wesentliche gehenden Schilderungen menschlicher Gefangenschaft – gleichsam eine Symptomatik existentiellen Gefangenseins – finden wir im «Purgatorio» von Dantes «Göttlicher Komödie». In äußeren Visionen enthüllt sich dort eine innere Daseinslandschaft, der Ort menschlichen Gefangenseins. Der Mensch richtet sich nach oben und harret stumm auf Erlösung: «Dann sah ich die edle Schar schweigend nach oben schauen, blaß und demutsvoll, als harreten sie» (II 8, 22–24). Durch sieben Stufen muß der Mensch zur endgültigen Befreiung «hinaufklettern». Jede Stufe bedeutet eine Ebene existentieller Läuterung. Der Übergang von einer «Terrasse» zur andern kostet Mühe; je mehr man aber nach oben gelangt, desto leichter wird der Aufstieg (nicht, weil der Weg leichter ist, sondern weil der Mensch schwerelos wird). Die Umwandlung hat den folgenden Gang: Zuerst wird Stolz geübt und Demut erlangt; dann Neid überwunden und Großmut verwirklicht; die Härte des Innern wird in Sanftmut umgewandelt; Trägheit gibt freudiger Tatkraft Raum; Habsucht wird von uns weg gelöst, und Freigebigkeit wird daseinsbestimmend; Unmaß wird gebrochen und Selbstbeherrschung erlernt; Wollust wird in der Buße reingeglüht. Gefangene befreien heißt demnach auch: In unserem Dasein für die andern zeugnishaft darzuleben, daß es möglich ist, unsere Sehnsucht nach befreitem Sein bereits jetzt, in unserer irdischen Gefangenschaft, zu verwirklichen; daß es möglich ist, im irdischen Bereich in jener Haltung zu leben, die Voraussetzung des Eintritts ins «Paradiso» ist: «Von nun an warte du nicht mehr auf ein Wort von mir noch Wink. Frei, grad und heil ist nun dein Wollen, und Sünde wär', ihm nicht zu folgen: So setz ich dich zum Kaiser und zum Papst über dich selbst» (II 27, 138–141). Durch unsere gelebte Hoffnung sollten wir ein «Engel» (ein

Gesandter Gottes) für den Bruder werden, der das Schloß, das sorgsam verriegelte seines Wesens – wie damals das des Gefängnisses Petri –, sprengt (vgl. Apg 12, 8–17). Sechstens sodann:

Du sollst Kranke besuchen

Kranksein heißt auch – über Leid, Verwirrung und Bedrücktheit hinaus – «auf jemand warten»; wie der Sieche am geheimnisvollen Teich zu Jerusalem, der dalag, jahrzehntelang, und duldete, bis am Ende einer vorüberkam und sich seiner erbarmte (Jo 5, 1–16). Achtunddreißig Jahre dauerte dieses Warten. Jahr um Jahr sah der Kranke, wie das Wasser aufwallte, wie es anderen Gesundheit schenkte. Er hat es so oft versucht, sich aus eigener Kraft hinunterzuschleppen; so viele Menschen hat er schon angebettelt. Dann kam unerwartet der große, nicht mehr erhoffte Tag, an dem er das tiefste Leid, den die Krankheit überspannenden Schmerz seines Lebens einem Menschen sagen konnte: «Ich habe niemanden». Es ist kein Vorwurf oder Bitternis in diesen Worten, nur Klage und Hilflosigkeit. – Wir werden vielleicht durch unseren Besuch die Krankheit nicht heilen und auch den Schmerz nicht lindern können. Doch eines vermögen wir: Dem Kranken – vermutlich ohne Worte, nur durch unsere stille Anwesenheit – sagen, daß er eine Gnade für uns ist, daß die Welt nicht denkbar und aushaltbar wäre ohne die Stütze leidender Existenz. Christus ist hinuntergestiegen in die Abgründe menschlicher Not. Demnach vollzieht sich auch im Leid, ja gerade in ihm, Wandlung der Welt in die gottmenschliche Wirklichkeit Christi. Wohl ist es eine der größten Gnaden des Krankenbesuches, daß wir vor der Welt von jener daseinsbejahenden und hoffnungsweckenden Haltung Christi Zeugnis ablegen können, die in den Worten des zweiten Korintherbriefes liegt: «Ich suche nicht das eurige, sondern euch» (2 Kor 12, 14). Schließlich (siebtens):

Du sollst die Toten begraben

Es gibt im menschlichen Leben eine «Freundschaft mit den Toten», mit Menschen, die von uns gegangen sind. Ein tiefer, stumm erstarrender Schmerz ist sie. Christus hat sie beim Tode seines Freundes Lazarus erlebt. Rätselvoll tief wirkte dieses Sterben in das Leben Christi hinein. Eine ganz neue, von ungeahnter Hoffnung erfüllte Dimension des Sterbens tat sich da auf: Tod als «Verherrlichung des Gottessohnes» (Jo 11, 4). Der Tod eines geliebten Menschen kann – über das vordergründige Leid hinaus – ein Geschenk und eine Gnade für uns werden. Er selber ist ja bereits geborgen in Gottes Barmherzigkeit. Aber wir, die wir die Erinnerung an ihn in unser Leben «hineinvergraben» (Rilke sagt: «Was mich angeht, so starb mir, was mir starb, in mein eigenes Herz hinein»), das heißt, an das Gute und Schöne, das er in seinem Leben getan, und an die Möglichkeiten, die noch vor ihm standen, denken, sein Dasein in unserem Leben «vergegenwärtigen», immer wieder und immer neu – wir sammeln das Schöne eines Daseins, das schon mit Gott vereinigt ist; wir vollenden sein irdisches Leben für ihn und begehen eine «Kommunion» mit einem mit Gott vereinten Schicksal. Vielleicht werden Menschen einmal so an uns denken!

In seinem Essay «Nach zehn Jahren», den er zu Weihnachten 1942 für Mitverschworene schrieb, sagte Dietrich Bonhoeffer: «Wir sind nicht Christus, aber wenn wir Christen sein wollen, so bedeutet das, daß wir an der Weite des Herzens Christi Teil bekommen sollen in verantwortlicher Tat, die in Freiheit die Stunde ergreift und sich der Gefahr stellt und in echtem Mitleiden, das nicht aus Angst, sondern aus der befreienden und erlösenden Liebe Christi zu allen Leidenden quillt. Tatenloses Abwarten und stumpfes Zuschauen sind keine christ-

lichen Haltungen. Den Christen rufen nicht erst die Erfahrungen am eigenen Leibe, sondern die Erfahrungen am Leibe der Brüder, um derenwillen Christus gelitten hat, zur Tat und zum Mitleiden.» An den genannten konkreten Stellen der Erfahrungen «am Leibe der Brüder» soll die Gewissensforschung der Christen ansetzen: «Bin ich noch brauchbar als Zeuge der Hoffnung?» Wie Bonhoeffer es am Ende der genannten Schrift tut: «Wir sind stumme Zeugen böser Taten gewesen, wir sind mit vielen Wassern gewaschen, wir haben die Künste der Verstellung und der mehrdeutigen

DIE LESENDE MASSE

Nicht die USA, wo *George Gallup* die Meinungsforschung modernen Stils begründet hat, nein, Deutschland ist die meistbefragte Nation der Erde. Fünf große und 50 kleine demoskopische Institute erkunden die Ansicht des Mannes von der Straße. Immer mehr Lebensgebiete werden von der Meinungsforschung erfaßt: die Wirtschaft, die Politik, die Sexualität, der Tourismus, die Freizeitgestaltung und neuerdings sogar die Religion. Da darf denn auch die Literaturindustrie nicht abseits stehen. Die Produktion von Lesestoff hat, zumal seit dem Zweiten Weltkrieg, einen enormen Aufschwung genommen.¹ Industrieprodukte und Konsumgüter, und dazu gehört auch die Literatur – einschließlich der in Zeitungen und Illustrierten gebotenen –, brauchen die Massenproduktion, um rentabel zu sein und im Konkurrenzkampf bestehen zu können. Und jede Produktion setzt einen entsprechenden Konsum voraus. Das heißt, man kann Bücher kaufen, entleihen, verschenken, lesen ...

Seit über 500 Jahren werden Bücher gedruckt. Die Geschichte lehrt, daß jede namhafte Erweiterung der Buchproduktion mit einem Zuwachs neuer Leserschichten Hand in Hand ging. Im 16. und 17. Jahrhundert sind es vornehmlich Humanisten und Kleriker gewesen, welche Bücher schrieben – und lasen. Der Beginn des modernen Literaturbetriebes fällt ins 18. Jahrhundert, wo die allgemeine Schulpflicht, die sich freilich erst langsam durchzusetzen vermochte, neue Lesermassen schuf. Den Grundstock der Leser im 19. Jahrhundert bildete das Bürgertum, zu dem sich um die Wende des 20. Jahrhunderts das Proletariat, das Heer der Angestellten und Arbeiter gesellte. Bis dahin war das Leserpublikum noch einigermaßen überschaubar gewesen. Im 18. Jahrhundert gab es eine aufgeklärte europäische Bildungsaristokratie, deren Zahl allerdings ziemlich beschränkt war. Die Durchschnittsauflage eines Buches betrug damals, als noch die Handpresse benützt wurde, 2000 bis 3000 Exemplare. Auch das Bürgertum des 19. Jahrhunderts war noch durch einen gemeinsamen Kulturraum gekennzeichnet, dessen Grenzen etwa mit der Gymnasialbildung abgesteckt waren. Der Schriftsteller konnte sich also ungefähr vorstellen, für wen er schrieb.

Das hat sich heute gründlich geändert. Wenn, um irgendein Beispiel herauszugreifen, die Rororo-Taschenbuchausgabe von Günter Graß' Novelle «Katz und Maus», die Übersetzungen in fremde Sprachen nicht mitgerechnet, von 1963 bis 1968 in 440 000 Exemplaren verkauft wurde, dann weiß der Autor schlechterdings nicht mehr, wer sein Werk liest. Vor lauter Bäumen kann er den Wald nicht mehr sehen. Mit andern Worten: zwischen dem Autor und seinem Publikum ist ein Kontaktverlust eingetreten, eine Entfremdung, welche eine beinahe undurchdringliche Anonymität des einzelnen Lesers zur Folge hat. Wer besitzt welche Bücher? Wo kauft er sie? Was und wieviel liest er? Diese so schwer zu beantwortenden Fragen beleuchten die Diskrepanz zwischen dem sogenannten «Ideal Public», wie es in der Vorstellung unserer Eltern und Großeltern lebte, und dem «Real Public», der unbekanntes lesende Masse. Aus diesem Umstand erwuchs der Wunsch nach neuen Definitionsinstrumenten, mit denen einem desintegrierten Leserpublikum beizukommen wäre. Die ehemaligen

Rede gelernt, wir sind durch Erfahrung mißtrauisch gegen die Menschen geworden und mußten ihnen die Wahrheit und das freie Wort oft schuldig bleiben, wir sind durch unerträgliche Konflikte mürbe oder vielleicht sogar zynisch geworden – sind wir noch brauchbar?» Wenn wir uns Rechenschaft über den Ort unseres hoffnungschenkenden Tuns, über die Zukunftsträchtigkeit unserer Wagnisse und über die tiefgreifenden Gefahren des notwendigen Weges nüchtern ablegen wollen, müssen wir es angesichts der gesamten Forderung Christi an unsere Hoffnung tun.

Ladislav Boros

feudalen, ständischen, klassenkämpferischen und in jüngster Zeit auch die konfessionellen Gesellschaftsstrukturen sind teils verschwunden, teils verwischt und nivelliert worden. *Elisabeth Noelle-Neumann*, die 1947 das Institut für Demoskopie Allensbach gegründet hat und seither leitet, zieht daraus den Schluß: «Für die Massengesellschaft ist Demoskopie ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden, weil man sich über die so groß und so abstrakt gewordene Gesellschaft, die der unmittelbaren Betrachtung entrückt ist, anders nicht zuverlässig informieren kann.»

Gewiß heben sich im öffentlichen Bewußtsein immer wieder scharf umgrenzte Gruppen aus der Masse ab, wie etwa in unserem Jahrzehnt die revoltierenden Hochschulstudenten. Es ist offensichtlich, wie sehr sich diese Studenten in ihrem äußeren Habitus, in ihrer aggressiven Kritik international gleichen. Doch das sind spektakuläre Fälle. Viel schwieriger ist es, die Besitzer, Käufer oder Leser von Büchern genauer zu erkennen, zumal sich der Literaturkonsum in der persönlichen, privaten Sphäre abspielt. Jeder liest allein und für sich. Dazu kommt noch ein Weiteres! In den von einer Elite getragenen Kulturen der vergangenen Jahrhunderte herrschten relativ fixierte und stabile Wertmaßstäbe, während diese in unserer pluralistischen Massenzivilisation einem raschen Wandel unterworfen und stets von neuem in Frage gestellt werden. Der literarische Geschmack wechselt wie die Mode. Um so lauter meldet sich daher das Bedürfnis, das Leserpublikum, diesen Kulturfaktor ersten Ranges, in seinen Verhaltensweisen und Motivationen exakter zu erfassen. Natürlich gab es schon seit eh und je bestimmte Kategorien von Büchern – und damit auch von Lesern: Kinder- und Jugendbücher, Kriminalromane, Schulbücher, Frauenlektüre und ähnliches mehr. Indes genügen derartige Kriterien keineswegs für eine einigermaßen brauchbare Marktanalyse.

Hier bietet nun die Demoskopie neuartige funktionale Denkmodelle an, welche den Buch- und Lesermarkt vorurteilsloser und präziser beschreiben, als dies früher jemals möglich gewesen ist. Ein moderner Ersatz für die verloren gegangenen Gesellschaftsschichten! Die größere Exaktheit wird freilich mit einer größeren Abstraktheit erkauft. Denn die unmittelbaren Resultate der Meinungsforschung sind leere Zahlen. Prozentsätze, Statistiken, Diagramme ergeben zunächst ein unanschauliches Bild der Gesellschaft, welches erst auf seine inhaltliche Aussage hin interpretiert werden muß. Darin zeigt sich nicht allein eine Unzulänglichkeit der modernen Meinungsforschung, die durch eine Verfeinerung der wissenschaftlichen Methoden bis zu einem gewissen Grad behoben werden kann, sondern die Struktur der gesichtslosen Massengesellschaft selbst. Immerhin wurden in den letzten Jahren in einigen europäischen Ländern umfassende Untersuchungen angestellt, welche zum Teil ganz überraschende Einsichten in das Verhältnis zwischen Buch und Leser gewähren. Unsere Generation liest anders und anderes als die vorausgegangene. Auch und gerade dies ist ein Zeichen der Zeit, welches erkannt und verstanden werden will.

Zur Soziologie des Lesers

Eine EMNID-Umfrage von 1958 hatte ergeben, daß 32 Prozent der Erwachsenen in der Bundesrepublik kein einziges Buch

¹ Vgl. Orientierung Nr. 3 und 4, 1969, Seite 35 f. und 47 f.

besitzen. Sechs Jahre später waren es nach einer Untersuchung des DIVO-Instituts nur noch 28 Prozent, das heißt umgerechnet rund zwölf Millionen. Diese Zahlen haben im deutschen Sprachraum wie ein Alarmsignal gewirkt, zumal im Hinblick darauf, daß zum Beispiel der Anteil der Nicht-Buchbesitzer an der Gesamtbevölkerung der Niederlande lediglich 11 Prozent ausmacht. Die Situation wird dadurch noch verschärft, daß im November 1963 39 Prozent der bundesdeutschen Erwachsenen angaben, keine Bücher zu lesen (obwohl 11 Prozent von ihnen welche besitzen müssen), und im Juli 1962 51 Prozent behaupteten: «Ich kaufe eigentlich nie ein Buch.» Dieses auf den ersten Blick so wenig schmeichelhafte Resultat ist die eine Seite des Phänomens, die jedoch einer notwendigen Korrektur bedarf.

Daß das Interesse an Büchern mit der höheren Schulbildung rapid zunimmt, ist eine Binsenwahrheit. 98 Prozent aller Nicht-Buchbesitzer haben ihre Ausbildung mit der Volksschule beendet. Trotzdem werden insgesamt über zwei Drittel aller Bücher an Leute mit Volksschulbildung verkauft, weil ja ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung sehr hoch ist, nämlich 84 Prozent. Man spricht heute allenthalben von einem Bildungsnotstand oder umgekehrt von einer Bildungsexplosion. Schulprobleme und Hochschulreformen gelangen immer mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Diskussion. Das spiegelt sich auch im Buchbesitz wider. Die Statistik besagt, daß die bücherlosen Haushalte in der Bundesrepublik von 1955 bis 1967 von 39 auf 9 Prozent abgenommen haben. Den Löwenanteil an dieser jüngsten Entwicklung bestreiten jene Familien, deren Vorstände unter dreißig Jahre alt sind. Das ist nicht nur deshalb so, weil junge Leute naturgemäß einen größeren Lernbedarf oder Wissensdurst haben, sondern weil ihr Interesse an Büchern in den letzten Jahren überhaupt angewachsen ist, seit 1958 um 11 Prozent. Unter den Berufsgruppen finden sich am meisten Buchbesitzer bei den Beamten und Angestellten, am wenigsten bei den Rentnern und einfachen Arbeitern.

Hierbei spielt auch der Vorgang des Büchererwerbs eine wichtige Rolle. Wenn wir uns die Geographie unserer Städte vergegenwärtigen, dann stellen wir fest, daß Buchhandlungen, welche hochwertige Literatur feilbieten, mit geringen Ausnahmen nicht in dem Umkreis liegen, in dem der Arbeiter wohnt. Auf seinem täglichen Weg kommt der Arbeiter wohl am Zeitungskiosk, am Tabakladen, am Kaufhaus, am Gasthof und am Stand des Straßenhändlers vorüber, kaum jemals an einer Buchhandlung. Andererseits häufen sich die Buchhandlungen in den Stadtzentren oder in den Universitätsvierteln. Wenn man diesen Menschen also die äußere Möglichkeit zum Bücherkauf verschaffen will, dann sollte die Verteilung der Verkaufsstellen nicht so sehr nach dem Gesichtspunkt des verkauften Gegenstandes erfolgen, sondern müßte sich mehr nach dem Verhalten der potentiellen Käufer richten. Wie wenig die Verkaufstechnik von Büchern entwickelt ist, zeigt auch die Art und Weise des Büchererwerbs. Nach einer Allensbacher Befragung von 1963 kommen mehr als die Hälfte der Erwachsenen zu Büchern, indem sie sie ausborgen oder geschenkt erhalten. Nur ein knappes Viertel kauft sich zuweilen Bücher, um sie selbst zu lesen. Bemerkenswert ist übrigens, daß fast zwei Drittel der Mitglieder von Buchgemeinschaften und Leseringen nur Volksschulbildung aufweisen, was die pädagogische Bedeutung dieser Organisationen unterstreicht. Die Funktion der Leihbibliotheken ist in diesem Zusammenhang noch kaum erforscht worden. Sie dürfte wesentlich kleiner sein, als man anzunehmen geneigt wäre. Ihre Zahl ist überall im Abnehmen begriffen.

Manche Anzeichen scheinen ferner darauf hinzuweisen, daß die Buchhandlungen im traditionellen Sinn ihrer Aufgabe nicht voll gerecht werden. Zögernden Schritten betreten große Teile der Bevölkerung eine Buchhandlung, wenn es überhaupt dazu kommt, daß sie die Schwellenangst überwinden. Viele befürchten, sich durch ihre Unkenntnis zu blamieren. Andere gestehen, daß sie sich unter den zahllosen Büchern nicht zurechtfinden. Die meisten von denen, welche gerne Bücher kaufen möchten, erschrecken vor teuren Preisen zurück. Ist es nicht auffallend, daß Leute, insbesondere Jugendliche, ohne Beanstandung 20 DM für eine Schallplatte bezahlen, während sie die gleiche Summe für ein Buch als unerschwinglich ansehen? Man möchte meinen, daß unter solchen Umständen die Beratung durch das geschulte Verkaufspersonal häufiger in Anspruch genommen würde. Noch 1914 hat der berühmte Verleger *Eugen Diederichs* die Aufgabe des Buchhändlers als eine Art Seelsorge bezeichnet. Aber das Gegenteil

ist heute der Fall. Namentlich die jüngere Generation wird von Sachlichkeit, von Skepsis und vom Mißtrauen gegenüber dem «schönen Pathos» geleet. Junge Leute kaufen zwar mehr Bücher als die andern Altersgruppen und machen allein schon über ein Drittel aller Sortimentskunden aus. Für sie haben Bücher den kulturellen Nimbus verloren, den sie für die ältere Generation vielfach hatten. Aufgewachsen in einer Konsumgesellschaft, betrachten sie die Bücher nach dem nüchternen Grundsatz: hie Geld – hie Ware! Dieser Einstellung kommt die rasch ansteigende Produktion von preiswerten Taschenbüchern entgegen. Ganz allgemein läßt sich eine Tendenz vom schöngestigen Bildungsleser zum sachlich orientierten Informationsleser beobachten, eine Tendenz, deren hauptsächlicher Träger die junge Generation ist. Daher auch der zunehmende Erfolg des sogenannten Sachbuches in den letzten ein, zwei Jahrzehnten. Der moderne Käufer möchte unter dem neutralen Angebot ungeniert und selbständig auswählen und wünscht nur selten eine Beratung, worin er eine ungehörige Bevormundung durch die Älteren, «Erwachsenen» vermutet. Vielleicht wäre ein übersichtlicher Selbstbedienungsladen die ideale Bücherverkaufsstelle der Zukunft. Denn heute geht es abermals um die Gewinnung neuer Leserschichten. Das betrifft nicht nur die Organisation des Bücherverkaufs, sondern ist ein Problem der Erwachsenenbildung oder der Volksbildung schlechthin. Und die kritischen Vorbehalte der Jugend gegenüber der etablierten Autorität und gegenüber den traditionellen Wertsystemen sind eher den Tugenden als den Lasten eines guten Lesers zuzuzählen.

Zur Psychologie des Lesens

Etwas anderes als der Besitz oder Erwerb von Büchern ist hingegen der psychologische Stellenwert des Lesens selbst, sowohl in seiner gesellschaftlichen Relevanz als im Verhältnis zu anderen Freizeitbeschäftigungen. Nach den demoskopischen Trendbeobachtungen der vergangenen Jahre nimmt die Zahl der Bücherkäufer zwar zu, während diejenige der Bücherleser etwas abfällt. Nun sind die Resultate von Meinungsumfragen über «das Lesen» mit besonderer Vorsicht zu deuten. In der schwer zu kontrollierenden Privatsphäre des Lesens entsteht allzuleicht eine Divergenz zwischen subjektivem Wunschenken und objektiver Wirklichkeit. Auf Grund einer Allensbacher Befragung vom Februar 1966 haben mehr als zwei Drittel der Erwachsenen das Lesen positiv beurteilt: nach den Kriterien der Entspannung, Unterhaltung, Weiterbildung usw. – viel positiver jedenfalls als das Fernsehen. Nach einer kürzlichen Analyse des Dr. Fessel-Instituts gaben 28 Prozent der erwachsenen Österreicher an, sich in ihrer Freizeit in erster Linie für Bücher, Romane und Literatur zu interessieren. Ein beglückend hoher Prozentsatz. Doch die Wirklichkeit sieht nicht so rosig aus. Eine Allensbacher Umfrage vom Oktober 1967 ergab, daß die Erwachsenen 39 Prozent der Freizeit aufs Fernsehen verwenden, 21 Prozent aufs Radiohören, aber nur 9 respektive 4 Prozent aufs Bücherlesen – zur Unterhaltung respektive zur Weiterbildung. Ähnliche Ergebnisse erbrachten eine DIVO-Untersuchung von 1964 sowie eine MEDIA-Umfrage von 1969.

Überaus lehrreich ist in diesem Zusammenhang ein Vergleich des Bücherlesens mit dem Fernsehen, zumal die Zahl der Besitzer von Fernsehgeräten von 1958 bis 1965 um das Vierfache angestiegen ist. Dennoch stimmt es nicht, daß man jetzt weniger liest, weil man mehr fernsieht. Das Fernsehen erfaßt ja viel weitere Bevölkerungskreise als das Buch, und es hat den Anschein, als ob gerade durch das Fernsehen mehr Leute zum Lesen ange-regt würden. Beide Beschäftigungen dienen der Unterhaltung, der Information und der Weiterbildung, jedoch in verschiedener Weise. Zum Lesen muß sich der Betreffende von den Mitmenschen absondern, isolieren, wogegen sich vor dem Fernsehschirm oft mehrere Familienmitglieder oder Freunde zusammen einfinden. Die Auswahl der Fernsehprogramme ist beschränkt, und man läßt die Darbietungen mehr oder weniger passiv über sich ergehen. Umgekehrt erfordert das Bücherlesen persönliche Initiative – die Auswahl ist verwirrend! – und entschieden mehr geistige Konzentration. Es ist leichter, sich mit seinen Bekannten über das Fernsehprogramm als über die Lektüre des vorausgegangenen Abends zu unterhalten. Anders gesagt: das Fernsehen bietet mehr menschliche Kontaktmöglichkeiten als das Lesen. Und die Befürchtungen, daß das Fernsehen das Familienleben beeinträchtigt, haben sich als übertrieben herausgestellt. Dieser psychologische Befund gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß Geselligkeit und Kontaktfreudigkeit heutzutage ganz besonders geschätzt werden.

Trotzdem wird das Bücherlesen von der Bevölkerung «qualitativ» höher beurteilt, etwa im Hinblick auf Erweiterung des Horizontes, Vertiefung des Wissens und dergleichen. Das heißt aber gerade nicht, daß deswegen mehr gelesen als ferngesehen würde. Auch in der Rangordnung der übrigen Freizeitbeschäftigungen nimmt das Lesen einen niederen Platz ein. Aufs ganze gesehen ist «für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung das Bücherlesen gesellschaftlich völlig bedeutungs- und funktionslos» (G. Schmidtchen). Dieser Sachverhalt manifestiert sich in mancherlei Einzelheiten, die sich vor allem die intellektuellen erst bewußt machen müssen, für die der Umgang mit Büchern eine Selbstverständlichkeit ist. Der Raum moderner Wohnungen ist meist so knapp bemessen, daß für Bücher kaum ein Platz übrig bleibt, und wenn, dann haben Bücherregale hauptsächlich dekorative Zwecke. Auch ist das Buch längst kein Statussymbol mehr, diese Aufgaben haben das Auto und der Swimmingpool im Garten übernommen. Kein Politiker, kein Star der Unterhaltungsindustrie kommt bei der Gestaltung seines «Image» auf die Idee, seine Belesenheit unter Beweis zu stellen. Im Zeitalter der kommerziellen Reizüberflutung sind Muße, Sammlung, Besinnung, die psychologischen Voraussetzungen des Lesens, zu unzeitgemäßen Fremdwörtern geworden. Man müßte einmal untersuchen, was Bücherlesen für die Entfaltung der Persönlichkeit bedeutet, nicht nur im jugendlichen Alter. Es stimmt nachdenklich, daß beispielsweise die sowjetische Pädagogik alles daransetzt, aus den Russen eine Gesellschaft von Lesern zu machen. Die UdSSR gibt 10 Prozent ihres Bruttosozialproduktes für Bildung aus, die deutsche Bundesrepublik nur 2,5. Und George Gallup sagt seinen amerikanischen Landsleuten: «Der beste Maßstab für das kulturelle Niveau eines Volkes ist die Anzahl der von Erwachsenen gelesenen Werke klassischer und moderner Li-

teratur.» Das alles mag für uns, die wir uns so gerne als das Volk der Dichter und Denker bezeichneten, recht pessimistisch klingen. Es beweist lediglich, daß trotz der zahlreichen und auch erfolgreichen Anstrengungen das Lesen noch immer die Beschäftigung einer Elite geblieben ist, selbst wenn diese zusehends größer wird. Die Bildungskrise, unter welcher die gegenwärtige Gesellschaft leidet, ist offenbar auch eine Krise der Lesekultur.

(Zweiter Teil folgt)

Dr. Georg Bürke, Wien-Kalksburg

Bibliographische Hinweise:

- Georg Gallup, Die Mobilisierung der Intelligenz, München 1964.
 Gerhard Schmidtchen, Die befragte Nation, Frankfurt/Main 1965.
 Elisabeth Noelle, Umfragen in der Massengesellschaft, Hamburg 1967.
 Was glauben die Deutschen?, herausgegeben von Werner Harenberg, München 1968.
 Franz Calvelli-Adorno, Über die religiöse Sprache, Frankfurt/Main 1965.
 Am Ende des Buchzeitalters, herausgegeben von Werner Adrian, Trier 1968.
 Ludwig Muth, Auf der Suche nach einem Buchverständnis, Freiburg 1966.
 Ders., Der befragte Leser. Buch und Demoskopie, Freiburg 1968.
 Vgl. die Literaturhinweise in «Orientierung» Nr. 4, 1969, Seite 48.

Eingesandte Bücher

Kremer Jacob: Die Osterbotschaft der vier Evangelien. Verlag Kath. Bibelwerk, Stuttgart 1968. 144 S., brosch.

Le Saux Dom: Indische Weisheit – Christliche Mystik. Von der Vedanta zur Dreifaltigkeit. Rex-Verlag, Luzern 1968. 274 S., Leinen.

Matson Floyd W.: Rückkehr zum Menschen. Vom mechanistischen zum humanen Weltverständnis. Walter-Verlag, Olten 1969. 309 S., Leinen.

... wir brauchen nur Ihre Anschrift

und Sie erhalten kostenlos 6 Monate lang unsere Informationen über Gelegenheitskäufe von Büchern (alle Wissensgebiete) aus Restauflagen (Modernes Antiquariat).

Bücher-Kompaß, 69 Heidelberg-Wieblingen (Abt. 65)

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Albert Ebnetter, Ludwig Kaufmann, Joseph Renggli

Ständige Mitarbeiter: Georg Bürke, Wien; Jakob David, Dortmund/Zürich; Alfons Gommenginger, Zürich; Robert Hotz, Lyon/Zürich; Joseph Rudin, Zürich

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Ø (051) 27 26 10

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842
 Deutschland: Volksbank Mannheim, Postscheckamt Karlsruhe Kto.-Nr. 17525 (Vermerk «Orientierung», Bankkto.-Nr. 12975) – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk «Orientierung» 26849) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065 «Orientierung»
 C. E. Suisse No 20/78611 – Italien: c/c N. 1/18690 Pontificia Università Gregoriana, Deposito Libri, Piazza della Pilotta, Roma, «Orientierung» – Dänemark: P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: sFr. 17.— / DM 18.— / öS 100.— / FF 20.— / bFr. 210.— / dän.Kr. 28.— / Lire 2500.— / US \$ 5.—
 Halbes Jahr: sFr. 9.— / DM 9.50 / öS 60.—
 Gönner: sFr. 22.— / DM 23.— / öS 130.—
 Studenten: jährlich sFr. 10.— / DM 10.— / öS 70.—
 Einzelnummer: sFr. 1.— / DM 1.— / öS 6.—

Bewußter glauben durch Bildung

Katholischer Glaubenskurs

2 Jahre Einführung und Vertiefung in die Schriften des Alten und Neuen Testaments für Personen mit abgeschlossenem Volksschule.

Abendkurse in Zürich, St. Gallen und Aarau, evtl. Regionalkurse in Sargans, Disentis, Chur und

Fernkurs.

Beginn des 8. Kurses
 1969/71: Oktober 1969

Theologische Kurse für Laien

8 Semester (4 Jahre) systematische Theologie für Personen mit Matura, Lehrpatent oder eidg. Handelsdiplom.

Abendkurse in Zürich und Basel oder an einem andern Ort und **Fernkurs.**

Beginn des 8. Kurses
 1970/74: Oktober 1970 (evtl. Zwischeneinstieg Oktober 1969).

Prospekte und Auskünfte: Sekretariat TKL/KGK, Neptunstrasse 38, 8032 Zürich, Tel. 051 47 96 86

Biblisch-ökumenische Studienreise nach dem

HEILIGEN LAND

mit Besuch aller bedeutenden biblisch-archäologischen Stätten von den Quellen des Jordans am Hermon bis nach Eilath am Roten Meer

Sonntag, 28. September, bis Dienstag, 14. Oktober (17 Tage)
 Wissenschaftliche Leitung: Univ.-Prof. Dr. Christian Maurer, Bern
 Flug mit neuesten Kursflugzeugen, ausgezeichnete Hotels, beste, in 15jähriger Erfahrung bewährte Organisation.

Preis (alles inbegriffen): Fr. 1980.— + Fr. 40.— Einschreibgebühr.

Referenzlisten und detailliertes Programm von

INTERKO

Interkonnessionelles Komitee für biblische Studienreisen
 Geschäftsstelle: Eugen Vogt, Habsburgerstrasse 44, 6002 Luzern, Telefon 041 23 56 47